



Angaben kosten in den Raum der mm-Spaltselle im Meldegebiet und in Plätzen 18 Cent, in Deutschland 9 Pfennig. Bekannt im Meldegebiet und in Plätzen 10 bis 12 Cent, in Deutschland 55 Pfennig. Die Erfüllung von Geschäftsangelegenheiten 50 % Aufschlag. Eine Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gewähr Rabatt kann im Kontrakt, falls, bei Eingehung des Rechnungsbetrages auf gerichtlichem Wege und außerdem dann aufgetragen werden, wenn nicht binnen 14 Tagen nach Empfang der Rechnung Zahlung erfolgt. Geschäftsstand u. Erfüllungsort ist Melde. Angekündigte: für kleine Angaben bis 10 Uhr vormittags des Erscheinungstages, für alle Geschäftsangelegenheiten mindestens 24 Stunden früher. Die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen wird nicht gewährleistet. Anzeigen-Aufnahme durch Fernsprecher ohne Gewähr für die Richtigkeit. Beleg-Nummern kosten 30 Cent.

Führende Tageszeitung des Memelgebiets und des übrigen Litauens

88. Jahrgang

Ob Mussolini eine Desfontingentierung als militärische Sanktionsmaßnahme betrachten würde

Der diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph“ schreibt: Der italienische Botschafter in London, Grandi, sei gebeten worden, dem sächsischen Großrat beruhigende Versicherungen zu übermitteln. Diese Versicherungen bezögen sich besonders auf die Delsperre.

Gewisse Völkerverbindungen hätten erzwungen, ob es nicht möglich wäre, die Delausionen nach Italien auf den normalen Friedensverbrauch zu begrenzen. Man könnte dann sagen, daß der Völkerverbund zwar dem italienischen Volk keine Strafmaßnahmen auferlege, es aber doch ablehne, einen Angriffskrieg durch die Lieferung erhöhter Mengen von Betriebsstoff zu unterstützen.

Wie verlautet, habe die französische Regierung in Rom Schritte unternommen, um festzustellen, ob Italien eine solche Desfontingentierung als militärische Sühnemaßnahme betrachten werde. Auch (Grandi sei in London aufgefordert worden, in diesem Sinne in Rom zu sprechen mit dem Hinweis, ob eine Sühnemaßnahme dieser Art als feindselige Handlung betrachtet werden sollte. Dieser Gesichtspunkt sei anscheinend vom britischen Kabinett am Mittwoch besprochen worden, das beschlossen habe, die Empfehlung des Genfer Sachverständigen Ausschusses abzuwarten. Dann werde sich möglicherweise zeigen, daß „im gegenwärtigen Abschnitt der Weltorganisation für den Frieden“ keine Form der Selbstbeschränkung wirksam gemacht werden könne.

Ueber eine Unterredung, die Außenminister Nandini am Freitag vormittag mit dem englischen Votschafter Sir Clerk hatte, verlautet, daß der englische Votschafter über den Verlauf der Pariser diplomatischen Besprechungen über die Donaufrage unterrichtet worden sei. Nandini soll von neuem die nur halbamtliche Bedeutung der Besprechung betont und darauf hingewiesen haben, daß sie nur den Anfang von Vorberathungen zu Verhandlungen dargestellt hätte, die vielleicht demnächst zur Festigung des Donau-Blockadeschnittens werden könnten.

Verlängerte Dienstzeit in Belgien

Brüssel, 8. Februar. Unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten van Zeeland fand am Freitagabend Kabinettsitzung statt, in der nach einem Bericht des Kriegsministers Devezze die Vorlage über die Verlängerung der Dienstzeit im belgischen Heer angenommen wurde. Die Regierung wird diese Vorlage in der nächsten Woche im Parlament einbringen. Ferner hat der Ministerat einen Gesetzentwurf verabschiedet, wonach die Gemeinwahlen zur Kammer und zum Senat am 21. Juni und die Provinzialwahlen am 28. Juni stattfinden sollen.

Auf einer Sitzung der parlamentarischen Heereskommissionen hat der belgische Kriegsminister Devos eine Darstellung der militärischen Organisation Belgiens im Zusammenhang mit dem Völkerbund und dem Locarno-Pakt gegeben. Der Kriegsminister erklärte, daß Belgien darüber hinaus keine Verbindungen und keine militärischen Verpflichtungen eingegangen sei und seine Hoheitsrechte unverfehrt wahrhaft habe. Im Anschluß daran hat sich Devos über den gegenwärtigen Stand der deutschen Streitkräfte verbreitet. Er habe ferner die Anforderungen geklärt, die Frankreich an seiner Grenze gemacht habe. Unter dem Hinweis auf die geographische Lage Belgiens habe der Minister die Gefahren eines möglichen Einfalls über die holländisch-belgische Grenze schildert und daraus die Nothwendigkeit einer militärischen Bedung nachgewiesen, die nicht nur von Arden bis Maas (an der holländischen

(Grenze), sondern auch von Maeseyd bis Antwerpen gehen müsse. In seinen weiteren Ausführungen habe sich Dewez auch mit dem Ausbau der Grenzbefestigungen beschäftigt und dabei festgestellt, daß die Befestigungen an der Ostgrenze beinahe vollendet seien.

Der Kriegsminister deutete dann die geplante Armereform Belgiens, allerdings nur in großen Zinien, an. Der Hauptzweck der neuen Reform sei, die Grenztruppen im Ernstfall in die Lage zu versetzen, daß sie rechtzeitig die Zerstörungen in den

den Grenzen benachbarten Gebieten vornehmen und diese Gebiete solange unter Feuer halten können, bis Verstärkungen eingetroffen seien. Die Reform bedeuete im übrigen weder eine Erhöhung der Truppenbestände noch eine Erhöhung der Rüstung. Die sich aus der Erhöhung der Dienstzeit ergebenden finanziellen Lasten würden gering bleiben. Devezze habe seine Ausführungen mit der Erklärung geschlossen, daß Belgien nur durch eine Verletzung seiner Grenzen in einen Krieg verwickelt werden könnte.

Paris, 8. Februar. „Friedensbesprechungen“ zwischen dem französischen Oberkommissar de Martel und den mohammedanischen Kirchenführern wurden verlag. Der Generalkrieg in Syrien dauert an. Der Oberkommissar soll sich nach Paris begeben haben.

Wenn demnächst die vier neuen Panzerkreuzer in Dienst gestellt werden . . .

Auf einer Versammlung ehemaliger französischer Marinesoldaten wies der französische Kriegs-
marineminister Piétri in einer Rede u. a. auf die
Bedeutung der Kriegsmarine hin. Ihre Aufgabe
sei es, der französischen Jugend zu verstehen zu
geben, daß, wenn Frankreich gerade in den Zeiten
einen Abstieg erlitten habe, in denen seine militä-
rische Stärke den Höchststand erreichte, dies darauf
zurückzuführen sei, weil es sich nicht genügend
um seine Flottenmacht gekümmert
habe, die als eine Vorbedingung für die Lebens-
erhaltung Frankreichs angesehen werden müßten.

Die ehemaligen Kriegsteilnehmer müßten jedoch wissen, daß das mächtige Kriegsinstrument, nämlich die französische Flotte, die verbraucht aus dem Kriege hervorgegangen sei, in weniger als 12 Jahren seine ganze Frische und Widerstandskraft wiedergefunden habe. Wenn demnach die vier neuen Panzerkreuzer in Dienst gestellt wurden, werde Frankreich die mächtigsten Kriegsschiffe der Welt besitzen. Er, der Kriegsminister, persönlich werde dann annehmen können, daß er seine Laufbahn als Mann im öffentlichen Leben Frankreichs ehrlich ausgenutzt habe.

London, 8. Februar. Das neue englische Auf-
rüstungsprogramm dürfte, wie der diplomatische
Korrespondent des „Daily Telegraph“ heute bestä-
tigt, eine Gesamtsumme von nicht weniger als 300

Abessinier melden die Eroberung von zehn Geschützen und 65 Maschinengewehren

Von der Südfront melden die Abessinier eine große Gefechtsfähigkeit in der Provinz Bali. Dort sollen abessinische Truppen unter Führung des Dedjasmatsch Bayene in den östlichen, die Armee des Destsas einige Vortöße gegen die Rückwärtsverbindung der Italiener von Dolo nach Neghelli unternommen haben. Der Bericht des Dedjasmatsch Bayene verzeichnet die Eroberung von zehn Gebirgsgeschützen und 65 Maschinengewehren, die für den Nachschub von Neghelli bestimmt gewesen seien. Auch aus diesem Gebiet wird eine außerordentlich rege Tätigkeit der italienischen Bombenflieger gemeldet. Die Ortschaft Magalo soll bereits mit Bomben besetzt worden sein.

Von der Nordfront wird berichtet, daß sich die Kämpfe im Gebiet von Hausen in Zusammenstößen von einzelnen Abteilungen aufgelöst haben. Man äußerst erbitterten Kämpfen Mann gegen Mann haben bisher weder die Italiener, noch die Österreicher nennenswerte Erfolge davongetragen. In Adzid Nebba sind 37 Tankabwehr-geschütze Kaliber 3,7 eingetroffen. Diese Tankabwehrgeschütze sind nicht, wie einige englische Blätter wissen wollen, deutscher Herkunft, sondern stammen aus der Schweizer Waffenfabrik in Solothurn.

Stockholm, 8. Februar. Prinz Carl von Schweden hat in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des schwedischen Roten Kreuzes in einem sehr ausführlichen Bericht Stellung zu dem Schicksal der schwedischen Roten-Kreuz-Station an der Südront genommen. Er wies u. a. mit Bestimmtheit die italienischen Behauptungen zurück, wonach die Verbandsstelle entgegen der Genfer Konvention mißbraucht worden sei. Dagegen sprach er den Vetter der schwedischen Roten-Kreuz-Station den gegen ihn gerichteten Beschuldigungen, er habe seine Pflicht verläßt, frei. Prinz Carl hat ferner versucht nachzuweisen, daß die Lage der Station solcher Art gewesen sei, daß eine Beschießung keineswegs als gewöhnliches Geschehnis betrachtet werden könne. Er könne deshalb nur die Erklärung dafür geben, daß der italienische Ueberfall mit den Vergeltungsmaßnahmen zusammenhänge, die auf der unbegründeten Annahme beruhen, daß höhere abessinische Militärs in der Nähe der Roten-Kreuz-Station Schutz gesucht hätten. Die Kraftwagen der Station seien erst dann zurückgelassen worden, nachdem jeder Versuch, sie mitzunehmen, gescheitert sei.

Warschau, 8. Februar. Nach einem Gesekentwurf, der dem Parlament in diesen Tagen zugehen wird, soll in Polen künftig das Schächten von Tieren verboten werden.

In der Nacht zum Sonnabend kam es in verschiedenen Orten Spaniens zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen politischen Gegnern, bei denen insgesamt vier Menschen ums Leben kamen, acht wurden schwer verletzt.

In Vigo am es zu einem Straßentkampf zwischen links- und rechtsradikalen Gruppen, bei denen ein spanischer Faschist getötet und fünf Personen, darunter ein Polizeibeamter, lebensgefährlich verletzt wurden. In Carol de la Frontera versuchten streikende Arbeiter, mehrere Polizeibeamte zu entwasfennen. Hierbei entpnnn sich ein Feuergefecht, bei dem es drei Tote und drei Schwerverletzte gab. Schließlich wurde in der Provinz Salamanca bei einer Wahlversammlung der Rechten ein Mitglied der Katholischen Volkspaktion von linksradikalen niedergebroschen.

Madrid, 8. Februar. In der andalusischen Ortschaft Ruz kam es gelegentlich einer stark besuchten syndicalistischen Versammlung zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen politischen Gegnern. Das Rathaus von Ruz wurde von linksradikalen Elementen unter heftigem Pistolenfeuer erkrümt. Von Vinales ist das Personal des Roten Kreuzes nach Ruz aufgebrochen, um den bei der Schießerei Verletzten erste Hilfe zu bringen. Ueber die Höhe der Opfer liegen noch keine Nachrichten vor.

Warschau, 8. Februar. Der polnische Minister-
rat stimmt einem Arbeitsbeschaffungsprogramm
der Regierung für das Jahr 1936 zu, das einen
Aufwand von 223 Millionen Floty Millionen Floty
vorzieht. — Der Staatspräsident hat den Außen-
minister Beck zu einer längeren Besprechung empfan-
gen.

In der Nacht zum Sonnabend wurde Amster-
dam von einem Großfeuer heimgesucht, bei dem
sechs Personen, darunter vier Kinder, ums Leben
kamen. Vier Personen wurden schwer verletzt.

Daß Feuer war im ersten Stockwerk zweier ineinanderlaufender, sehr alter Gebäude ausgebrochen und hatte die Treppen ergriffen. Die unglücklichen Opfer des Brandes haben daher offensichtlich versucht, durch den Dachboden zu entkommen. Dies gelang ihnen jedoch nicht und sie verbrannten bis zur Unkennlichkeit. Bisher war es noch nicht möglich, die Persönlichkeiten der Verunglückten festzustellen. Man muß daher annehmen, daß es sich um Angehörige einer Familie — Vater, Mutter und vier Kinder — handelt. Die Verletzten haben sich zum größten Teil ihre Verletzungen durch das Springen aus den oberen Stockwerken zugezogen.

Amsterdam hat wohl dem Umfang nach größere Brände erlebt, doch ist dieser der Zahl der Menschenopfer nach einer der schrecklichsten Brände, der jetzt die Stadt heimgesucht hat.

Der Führer der britischen Faschisten, Sir Oswald Mosley, hatte den Generalsekretär der Eisenbahngesellschaften, Mister John Marchant, wegen Verleumdung verklagt, weil dieser behauptet hatte, daß die britischen Faschisten Waffen gegen ihre Gegner benützten. In dem Londoner Prozeß wurde gestern das Urteil gefällt. Sir Oswald Mosley wurde ein Schadenersatz in Höhe von 1 Karthing, gleich einem Viertelpenny (etwa 2½ Prozents), zugesprochen. Die Kosten des Verfahrens hat er selbst zu tragen.

Das Urtheil bedeutet, daß der Tatbestand der Verleumdung zugegeben wird, daß es aber dem Gerichtshof unbillig er schien wäre, die sonst bei ähnlichen Verleumdungsprozessen üblichen hohen Geldbußen zu verhängen. Urtheile dieser Art sind in England üblich, wenn zwar nach der Buchstaben des Gesetzes einer Klage stattgegeben werden muß, in Wirklichkeit aber das Urtheil nach Ansicht des Richters dem moralischen Rechtsempfinden widerspricht.

Dem Prozeß lag die Thatsache zugrunde, daß Moslen an seine Festsitten Schlägringe und Gummiknüppel hatte ausstellen lassen, aber mit der ausdrücklichen Weisung, diese nur zu benutzen, wenn sie angegriffen würden. Hätte er diese letztere Weisung unterlassen, so würde er sich strafbar gemacht haben, da in England die Ausgabe von Schlägringen und ähnlichen Sachen „um Gewalt zu gebrauchen“ als ein mit hoher Strafe belegtes Verbrechen behandelt wird.

Die Gnadengesuche bei der Staatsanwaltschaft des Kriegsgerichts eingegangen

Kaunas, 8. Februar.

Wie berichtet, haben die 72 Verurteilten im Prozeß Dr. Neumann, Söh u. w. Gnadengesuche beim Staatspräsidenten Smetona eingereicht. Diese Gnadengesuche sind jetzt, nachdem sie die verschiedenen Gerichtsstufen passiert haben, bei der Staatsanwaltschaft des Kriegsgerichts eingegangen.

Die Entwürfe für die Wahl einer Nationalversammlung

Kaunas, 8. Februar.

Bekanntlich fanden vor einigen Tagen in Kaunas Besprechungen über die Frage des Systems für die Wahlen zu einer Nationalvertretung statt. Wie jetzt verlautet, sollen zwei Gesetzentwürfe vorliegen. Nach dem ersten Gesetzentwurf soll die Nationalvertretung direkt gewählt werden, während der andere Entwurf eine ähnliche Wahl wie die des Staatspräsidenten vorsieht, also indirekte Wahlen. In Kaunaser Kreisen wird erklärt, daß die Wahlen zur Nationalvertretung noch in diesem Jahr stattfinden werden.

Errichtung von Flugplätzen in Litauen

Kaunas, 8. Februar.

Das Ministerkabinett beriet und nahm an in seiner Sitzung vom 6. Februar das Flugplatzgesetz nach § 2 des Gesetzes über den Luftverkehr. Nach diesem Gesetz sind vorgesehene Flugplätze 1. Ordnung mit besonderen Einrichtungen in Kaunas und Memel, Flugplätze 2. Ordnung ohne besondere Einrichtungen sind geplant für Polangen, Telsch, Raseiniai, Poneviesch, Zarast, Utena, Wilkumischki und Mariampol. Einige dieser Flugplätze werden internationalen Luftverkehrslinien dienen. So wird die Linie Kaunas—Dünaburg die Flugplätze Umerge, Zarast und Utena nötig haben, die Linie Kaunas—Königsberg den Flugplatz Wilkumischki und die Linie Kaunas—Riga den Flugplatz Poneviesch.

Kranzniederlegung durch den deutschen Militärattache

h. Kaunas, 8. Februar.

Der neuernannte Militärattache für Sowjetrußland und Litauen, Generalmajor Rösting, weiste — wie berichtet — dieser Tage in Kaunas, wo er der Militärleitung und dem Außenministerium seinen Eintrittsbesuch machte. Am Freitag nachmittag legte er am Grabe des Unbekannten Soldaten im Weissen des Vertreters der Deutschen Gesellschaft, Dr. Weber, und des Generals Nagewitsch, sowie höherer Offiziere einen Kranz nieder. Diese Ehrung erfolgte während der allabendlichen feierlichen Einholung der Fahne am Vytautas-Museum. Die Musikkapelle spielte außer der litauischen Nationalhymne auch das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied. Im Anschluß daran begab sich Generalmajor Rösting auf den deutschen Soldatenfriedhof zur Ergrüßung der dort liegenden Kriegshelden. Zu der eindrucksvollen Kranzniederlegung am Vytautas-Museum hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden.

Die fünf Mordschüsse von Dabos

Die politische Mordtat in Dabos, der, wie bereits gemeldet, der nationalsozialistische Landesleiter für die Schweiz, Wilhelm Gustloff, zum Opfer gefallen ist, hat sich, wie aus den Berichten der Schweizer Presse ersichtlich wird, wie folgt abgespielt:

Der Täter, der 1909 geborene Medizinstudent David Frankfurter, war am Freitagabend nach Dabos gekommen. Am Dienstagabend lautete er an der Wohnung Gustloffs und wünschte diesen zu sprechen. Er wurde von Frau Gustloff selber ohne weiteres ins Empfangszimmer oder Büro geführt. Als Gustloff nach wenigen Minuten ins Zimmer trat, schloß Frankfurter sofort aus einem Browning auf ihn. Die nachherigen Feststellungen ergaben, daß der Mörder fünf Schüsse abgab, von denen die meisten Kopf oder Hals des Opfers trafen. Der Täter floh sofort und bedrohte noch durch die Schüsse aufgeschreckte und sich ihm in den Weg stellende Hausbewohner mit dem Revolver. Er begab sich durch den Kurgarten in ein benachbartes Haus, von wo er die Polizei anludete und sich bei dieser als Täter meldete. Er wartete aber nicht ab, bis diese ihn holte, sondern begab sich, wie schon gemeldet, selber unverzüglich aufs Rathaus, wo er sich als derjenige vorstellte, den man suchte. Die sofort zur Konfrontation herbeigeholte Frau Gustloff erkannte ihn sofort als den Unbekannten, der ihren Mann beschuldigt und erschossen hatte.

Die weiteren Erhebungen ergaben, daß Frankfurter am Freitagabend nach Dabos gekommen war und hier im Hotel „Löwen“ in Dabos-Platz Quartier genommen hatte. Der aufgefleckte junge

Mann fiel dort nicht weiter auf, als dadurch, daß er gar kein Gepäck, ja nicht einmal Nachtwäsche bei sich hatte. Um 7 Uhr abends fand ihn das Zimmermädchen in seinem raucherfüllten Zimmer vor einem mit Zigarettenstummeln angefüllten Aschenbecher. Von hier aus begab er sich offenbar direkt nach der Wohnung Gustloffs, wo sich das Drama wie geschildert abspielte.

Der sofort verständigte kantonale Richter traf gegen 11 Uhr abends von Chur im Auto übers Prättigau und Wolfgang nach Dabos ein und nahm sofort das erste Verhör mit dem Täter vor.

Weitere Lokalnachrichten

Die Vollversammlung der Handelskammer

(Schluß des Berichts aus der Beilage).

Die Kammer befaßte sich sodann mit der Frage der

Erhebung des Frachtbrieftampels

im Memelgebiet. Auf Grund des Reichstempelgesetzes von 1913, welches 1916 geändert wurde und 1923 durch Verordnung auf Litauas umgestellt worden ist, wird im Memelgebiet für die Frachtfunktionen eine Stempelgebühr erhoben, welche z. B. bei Wagonladungen mit einem Frachtbetrage von über 50 Lit = 6 Lit pro Wagon ausmacht. Hierbei sind dadurch Schwierigkeiten entstanden, daß die Eisenbahnverwaltung des Verkehrsministeriums im Jahre 1934 die Rechtsgültigkeit der Erhebung dieses Stempels in Zweifel gezogen und angeordnet hat, daß seitens der Eisenbahnverwaltung eine Kontrolle der Stempelentrichtung nicht mehr stattfindet. Obwohl das Direktorium des Memelgebietes seit 1934 ununterbrochen an dem Standpunkt festgehalten hat, daß die gesetzlichen Bestimmungen über den Frachtfunktionstempel fortbestehen, ist bekannt geworden, daß ein nicht geringer Teil der Wirtschaft seitdem die Entrichtung der Steuer ablehnt. Da jetzt eine besondere Kontrolle seitens der Güterabfertigung nicht mehr stattfindet, hängt es praktisch von dem Verantwortungsbewußtsein des einzelnen ab, ob er die Steuer entrichtet oder nicht. Es sind sogar Fälle eingetreten, daß diejenigen Firmen, die pflichtgemäß die Steuer entrichtet haben, hinterher Schwierigkeiten hatten, als sie die Güterabfertigung nicht mehr stattfindet, hängt es praktisch von dem Verantwortungsbewußtsein des einzelnen ab, ob er die Steuer entrichtet oder nicht. Es sind sogar Fälle eingetreten, daß diejenigen Firmen, die pflichtgemäß die Steuer entrichtet haben, hinterher Schwierigkeiten hatten, als sie die Güterabfertigung nicht mehr stattfindet, hängt es praktisch von dem Verantwortungsbewußtsein des einzelnen ab, ob er die Steuer entrichtet oder nicht.

Zu der Frage der

Lizenzen und Lizenzgebühren

stellte die Vollversammlung zunächst fest, daß durch die für das Jahr 1936 erfolgte Neuordnung der Lizenzen, wenn auch nicht ganz, so doch in einer Reihe von Punkten, den von der Memeler Industrie- und Handelskammer im vorigen Jahre ausgesprochenen Wünschen Rechnung getragen worden ist, insbesondere, daß die diesseitige bemängelte Erhebung der Lizenzen von dem gesamten Umsatz — auch an lizenzfreien Waren — nunmehr in fortwährender Weise über die Lizenzgebühren nach Abschluß des Jahres eine Abrechnung erfolgen soll.

Klage wurde darüber erhoben, daß die kurze Laufdauer der Lizenzen mit drei Monaten die Dispositionen der Kaufmannschaft erschwert. Mit Rücksicht darauf, daß die Lizenzerteilung für die einzelnen Artikel und die einzelnen Länder durchaus zweifelhaft ist, könne die Kaufmannschaft eine Bestellung erst nach Erlangung einer Lizenz vornehmen. Wenn nun die Waren erst angefertigt werden müßten und die Herstellerfirma eine Vorleistung beanspruchte, käme es dann recht häufig vor, daß beim Eintreffen der Waren die Gültigkeit der Lizenz bereits abgelaufen sei. Ferner wurde erwähnt, daß durch die Einreichung der Lizenzen beim Gouvernement eine gewisse Verzögerung eintrete, für die ein wirtschaftlicher Grund nicht ersichtlich sei, und daß die Memeler Firmen insofern gegenüber den Kaunener Firmen im Nachteil seien, als sie mangels Veröffentlichung von Richtlinien nie genau beurteilen könnten, für welche Waren und für welche Länder zurzeit eine Lizenzerteilung in Frage käme und inwieweit Anträge zurzeit aussichtslos seien.

Bei den inzwischen stattgefundenen Unterredungen des Präsidenten mit den zuständigen Stellen hat sich ergeben, daß eine allgemeine Verlängerung der Laufdauer von Lizenzen nicht erfolgen könne, da sonst die wirtschaftspolitischen Dispositionen erschwert würden. Jedoch wird die Lizenzkommission in den erwähnten Fällen die Anträge auf Verlängerung von Lizenzen wohlwollend handhaben. Eine Verlängerung über den Jahresabschluß hinaus sei jedoch nicht möglich; in diesem Falle müßte die Neuerteilung der Lizenz beantragt werden. Auch könne zur Zeit von der Einreichung der Lizenzen beim Gouvernement nicht abgesehen werden. Um den Memeler Kaufleuten die Beratung bei der Einreichung von Lizenzanträgen zu erleichtern, wird die Kammer mit den zuständigen Stellen in den prinzipiellen Fragen in ständiger Fühlung bleiben. Im übrigen ist den Kaufleuten zu empfehlen, in den Anträgen der Lizenzkommission mehrere Bezugsländer zur Auswahl vorzuschlagen, um eine Ablehnung und eine Neueinreichung zu vermeiden.

Eine lebhaft diskutierte Lösung der Erörterung der

Konkurrenz der „Vietus“

aus. Es wurde von den verschiedensten Seiten über die Lage geführt, daß die „Vietus“, die en gros importiert und in vielen Punkten infolge Anwendung des Lizenzsystems eine Monopolstellung be-

Frankfurter, der einen guten Eindruck macht und fliehend deutlich spricht, sagte aus, er sei in Jugoslawien aufgewachsen. Sein Vater sei Rabbiner gewesen. Er habe seit 1929 in Deutschland Medizin studiert, zuerst in Leipzig, dann in Frankfurt. Er habe sich dort auch einem medizinischen Vorexamen unterzogen, es aber nicht bestanden. Seit dem Oktober 1933 sei er in Bern als Medizinstudent immatrikuliert gewesen. Der Zweck seiner Reise nach Dabos sei nur die Ermordung Gustloffs gewesen. In Bern hätte niemand etwas davon gewußt. Er habe dort angegeben, daß er die Reise zu seinem Vergnügen mache. Gustloff habe er weder gekannt noch ihn jemals gesehen. Gustloffs Adresse habe er aus dem Telefonbuch erfahren. Die Wohnung habe er ohne weiteres ermittelt, als er die Promenade entlang ging und dort die Tafel sah, welche die etwas abseits liegende Wohnung Gustloffs anzeigte.

Es ist sich in zahlreichen Kleinverkaufsstellen des Memelgebietes mit dem Kleinhandel befaßt und hierbei Preise berechnet, welche den eigenen en gros-Preisen und den Einkaufspreisen der privaten Kleinändler entsprechen, mit anderen Worten, welche durch eine mangelnde Unterscheidung von Großhandelspreisen und Kleinverkaufspreisen gegen die Grundzüge einer ordentlichen Kalkulation verstoßen. Es wurde darauf hingewiesen, daß ein großer Teil der Kleinändler durch die Unterhaltung von Auffahrten, Unterhaltung von Hausleuten und Aufbewahrung von Gepäck der Handlente Kosten hätte, welche der „Vietus“ erspart bleiben, daß die privaten Kaufleute, insbesondere auf dem Lande, aus Kapitalmangel zum Einkauf in kleinen Mengen gezwungen seien und infolgedessen höhere Einkaufspreise zu zahlen hätten als die Firma „Vietus“, welche in großen Partien selbst importiert, daß schließlich die privaten Kaufleute auch eine viel größere Anzahl von Waren zu führen hätten als ihre gewöhnlichen Konkurrenz. Wenn auch der landwirtschaftlichen Bevölkerung mit Rücksicht auf die Verminderung der Erlöse für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse an sich billigeren Einkaufspreise für ihren Bedarf zu gönnen sei, so könne doch niemand im Memelgebiet verantwortlich, damit den unvermeidbaren Zusammenbruch des einschlägigen Einzelhandels auf dem Lande und in der Stadt Memel zu rechtfertigen, und auch die Behörden würden das Fehlen der Steuerkraft dieser Firmen empfindlich spüren. Gegenüber dem aus den Reihen der Kammer erhobenen Einwand, daß die „Vietus“ keinen Staatszuschuß erhalte, wurde festgestellt, daß durch den en gros-Einkauf und ihre Monopolstellung der „Vietus“ derartige Einnahmen und Vorteile aufweisen, daß sie auch ohne einen solchen Zuschuß in der Lage ist, die konkurrierenden memelländischen Firmen zum Konkurs zu bringen. Es wurde daher beschlossen, zunächst durch direkte Verhandlungen mit der Leitung der „Vietus“ auf eine Abstellung dieser Mängel hinzuwirken. In erster Linie sollte die „Vietus“ ihren Kleinverkauf einstellen, evtl. sollte sie in Zukunft ihre Kalkulation kaufmännisch ordnen und die für den privaten Kaufmann erforderlichen Verkaufspreise einführen. Außerdem soll jeder Druck zum Einkauf bei der „Vietus“ vermieden werden. Erst beim Scheitern direkter Verhandlungen sollen andere Schritte unternommen werden.

Bei den Verhandlungen des Präsidenten der Kammer ist von der „Vietus“ zugesagt worden, daß die Memeler Zweigstelle sich nicht mehr mit dem Einzelhandel befassen soll; die übrigen Zweigstellen im Gebiet seien jedoch als Einzelverkaufsstellen eingerichtet worden. Insofern würden aber auf Einzelanträge der Kammer geprüft werden, welche Preise geändert werden müßten.

In der Angelegenheit der Kaufmanns-Novelle wurde beschlossen, die Kommissionsberatungen fortzusetzen.

Die Frage der Erteilung von Anerkennnisurkunden bzw. Diplomen für Angestellte, die lange Zeit ununterbrochen bei ein und derselben Stelle tätig sind, wurde unter grundsätzlicher Genehmigung dem Präsidium überwiesen.

Im Anschluß daran wurde noch eine Reihe von sonstigen Wirtschaftspragen erörtert, welche für die Öffentlichkeit weniger von Wichtigkeit sind.

IV. Künstler-Konzert des Collegium musicum

Für sein viertes Künstlerkonzert hatte sich das Collegium musicum zwei Gäste verschrieben: Wolfgang Fortner und Edith v. Voigtländer. Seit mehreren Jahren schon ist unsere heimische Vereinigung von musizierenden Liebhabern ein wichtiger Faktor unseres Musiklebens; ihre Konzerte sind künstlerisch hochbedeutend. So war auch diese Veranstaltung wieder ein großer Erfolg für das Collegium und seine Gäste.

Die Verpflichtung von Gastdirigenten hat für jedes Orchester und auch für die Zuhörerschaft einen besonderen Reiz. Sie bedeutet neue Anregung und neuen Ansporn zur Weiterarbeit. In diesem Sinne soll und muß das Auftreten Wolfgang Fortners in Memel aufgefakt und gewertet werden.

Die Vortragsfolge wies gute alte und neue Musik auf, wobei Fortner im ersten Programmteil eine Ouvertüre von Henry Purcell, wohl dem bedeutendsten englischen Komponisten des 17. Jahrhunderts, dirigierte. Es folgte J. S. Bachs „Ricercar“ aus dem „Musikalischen Opfer“. Bach schrieb das Werk auf Anregung Friedrichs des Großen. Das Ricercar daraus ist mehr eine figurative dreistimmige Phantasie als eine Fuge. Später folgte er es jedoch; es ist wohl das satte Fugengewebe, das je unter Bachs Händen entstanden ist. Die Wiedergabe beider Werke gelang vorzüglich und war wie aus einem Guß. Was Wolfgang Fortner in verhältnismäßig kurzer Zeit aus dem Streichorchester herausholte, war einfach erstaunlich. Orchester und Zuhörer standen im Bann einer großen Dirigierbegabung. Besonders die Aufführung des „Konzerts für Streichorchester“ unter Leitung des Komponisten machte einen überwältigenden Eindruck. Gegen die Richtung der modernen Musik, die ohne Rücksicht auf Darstellbarkeit und Verständnis sich nur selbst genügt, erhoben sich gesunde Abwehrkräfte. Man erkannte,

daß die moderne Musik des Menschen bedürfte, der sie spielt und hört, so daß jetzt wieder ein größerer Kreis von Hörern eingeschaltet wird, der sie versteht oder sie zu verstehen sucht. Von solcher Art ist die Fortnerische Musik. Sie zeigt großes Musiktalent. Man weiß nicht, welchem der vier Sätze man die Krone anerkennen soll. Wundervoll klangen die beiden Mittelsätze (Nied und Trübsal). Den Solopfeilern, die schwere, aber dankbare Aufgaben zu lösen hatten, ein besonderes Lob! Immer wieder mußte der junge Meister den Dank seiner Zuhörer entgegennehmen.

Ueber die Solistin des Abends zu schreiben, ist eine besondere Freude. Sie gehört zu den wenigen wirklich aussergewöhnlichen im Reiche des Violinspiels. Edith v. Voigtländer zu hören bedeutet, um ein unvergleichliches Erlebnis reicher geworden zu sein. Der warme und doch große Violinton nimmt die Zuhörer reißlos gefangen und weckt alles Gute und Edle in unseren Herzen. Die wundervoll spielte die Künstlerin Bachs Violinkonzert in a-moll, das sich durch seine herbe Schönheit besonders auszeichnet. Angenehm bemerkbar machte sich bei diesem Werk die nicht zu starke Fassung des Orchesters, hauptsächlich in den Mittelsätzen, wo oft der Bass obtrüben von zuviel Pflaster und Celli gequält wird, und dadurch das leicht beschwingte verloren geht. Auch die Wiedergabe dieses Werkes war, von einigen Tonabweichungen der Celli abgesehen, einwandfrei. Von den siebenzehn Präludien und Fugen Bechers hörten wir die achte. Becher tritt in diesen Präludien kontrapunktisch und harmonisch in jeder Hinsicht die Nachfolge Bachs an. Innige Freude leuchtete aus jedem Takt, jedem Motiv, jeder Wendung, in deren Erfindung er sich unermüdlich zeigt. Weitererhalt gelang die Wiedergabe dieses schwierigen Werkes für Violine allein durch die Künstlerin.

Entzückend klangen auch die kleinen Violinfüße, die den Abend beschloßen. Mit Recht wurde Edith von Voigtländer sehr gefeiert, erst durch drei Zugaben konnte sie sich loskaufen. Die Klavierbegleitung lag wieder in den bewährten Händen Ernst Alenstiens.

Die Veranstaltung ging unter großer Anteilnahme der Memeler Bevölkerung vor sich. Der große Saal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Wir danken dem Collegium und seinen Leitern für die Bekanntheit mit Künstlern wie Fortner und Voigtländer.

* Von der Verwaltung der Memeler Großbahn wird uns geschrieben: Es wird zur Kenntnis gebracht, daß für Personen, die nach Schluß des Theaters von Memel nach Kretinga zurückkehren wollen, am Freitag, Sonnabend und Sonntag, wenn Theateraufführungen stattfinden, bei Bedarf ein Wagon III. Klasse an den Güterzug Nr. 936 angehängt wird. In diesen Tagen wird Zug Nr. 936 von Memel fahrplanmäßig abgehen, und zwar kurz nach Mitternacht um 24.10 Uhr. Der Zug wird in Försterei, Kollaten und, wenn erforderlich, auch auf anderen Stationen halten. Der Personenwagen wird gleich an die Lokomotive angehängt werden. In den Tagen, an welchen Zug Nr. 936 nicht verkehrt, wird für die Besucher des Theaters zur Rückkehr von Memel nach Kretinga ein Personenzug Nr. 194/195 gestellt werden. Dieser Zug wird ebenfalls um 24.10 Uhr nachts von Memel abfahren und in Försterei und, bei Bedarf, auch auf anderen Stationen halten. Der Zug Nr. 194/195 verkehrt nur dann am Freitag, Sonnabend und Sonntag, wenn Fahrgäste vorhanden sind.

* Aus dem Theaterbüro wird uns geschrieben: Da die Sonntagsaufführung des Lustspiels „Die Frau ohne Ruß“ von Richard Kessler mit der Musik von Walter Kollo zu vollständigen Preisen angelegt wurde, ist mit einem vollen Haus zu rechnen; es empfiehlt sich, da noch in allen Platzkategorien gute Plätze zu haben sind, rechtzeitig Karten zu beschaffen. Im übrigen wird auf das Inserat im heutigen „Memeler Dampfboot“ verwiesen.

* Der Armen-Unterstützungsverein Memel hatte für Donnerstag nachmittag seinen Vorstand und seine Helfer zu einer Versammlung geladen. Es gelangten 432 Zentner Kohlen zur Verteilung an die Armen. Ferner konnte der Vorsitzende mitteilen, daß dem Armen-Unterstützungsverein von der Winterhilfe die Mittel zur Beschaffung von weiteren 200 Zentner Kohlen zur Verfügung gestellt worden sind. In einer längeren Aussprache beschäftigten sich die Anwesenden mit dem Beteilungswesen. Wie aus den letzten Veröffentlichungen ersichtlich ist, bemüht sich die Polizei, diesem Unfug entgegenzutreten. Doch wird ganz richtig bemerkt, daß die angekündigten Maßnahmen wohl wenig Erfolg haben, wenn sie nicht durch das Publikum vollste Unterstützung finden. Nur wenn beteiligten Personen unannehmlich Gaben verweigert werden, hört die Bettelei, und besonders die Hausbettelei mit ihren unangenehmen Nebenerscheinungen, von selbst auf. Beteiligte Personen sind an die bestehenden Hilfsorganisationen zu verweisen, welche die Verhältnisse zu prüfen hätten und nötigenfalls entsprechend helfend eingreifen werden.

* Polizeibericht für die Zeit vom 1. bis 8. Februar 1936. Als verloren sind gemeldet: Eine schwarzlederne Brieftasche mit etwa 40 Lit und Paß für Martin Klawns; eine Rolle (8 1/2 Kg.) gebläutes Draht 1 mm; ein braunledernes Portemonnaie mit etwa 8 Lit; einen braunen Damenstiefel vom linken Fuß; eine Herrenarmband-Uhr mit massivem Armband und Leuchtzifferblatt; ein schwarzes Gelbfärbiges mit etwa 85 Lit; ein schwarzgrau gemusterter Damenschirm mit schwarzer Krücke; eine braunlederne Damstasche mit Paß für Ase Stürbliches; ein grünwollener Kinderfausthandschuh; eine schwarzlederne Altknappe mit Schulbüchern. Als gefunden sind gemeldet: Ein Stück Satinstoff lila und zwei Stücke blau; ein Paar schwarzwollene Damenhandschuhe mit weißgemusterter Stulpe; ein Paar Herrenlederhandschuhe; ein hellgelber Schäferhund; ein braunledernes Damenportemonnaie mit Inhalt; eine braunlederne Brieftasche mit Ausweispaß für Martin Klawns; ein zweirädriger Handwagen; eine kleine schwarze Hündin (baderlatti) mit braunen Pfoten; eine braunlederne Damstasche mit Paß für Dna Buftlene-Dauschitz; ein graublau gemusterter wollener Kinderstiefel; ein Herrenaltentum mit Hohlbaum und Monogramm und ein gefädelter Damenkleidertragen.

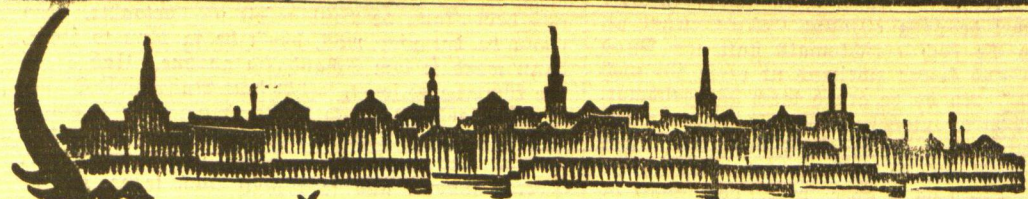
Olympia-Eishockey am Sonnabend

Garmisch-Partenkirchen, 8. Februar.

In den Vormittags- und Mittagsstunden des Sonnabends wurden in Garmisch-Partenkirchen die folgenden Eishockeyspiele der Berrunde durchgeföhrt:

Polen—Lettland 9:2 (1:0, 4:0, 4:2)

Am dritten Tage der Olympischen Winterspiele wurde als erstes das Eishockeyspiel zwischen Polen und Lettland ausgetragen. Das Spiel wurde von den Polen mit 9:2 gewonnen. Die Haupttorzahl fiel in dem zweiten Drittel mit vier Toren für Polen. Die Haupttorhüter waren Kowalski, Wolkowski und Wolow. Der Kampf wurde im letzten Drittel sehr schnell und heftig. In diesem Abschnitt schloß Polen vier weitere Tore und Lettland zwei Tore.



Memel, 8. Februar
Diese Nummer umfaßt 16 Seiten

Wieder ein neunzigster Geburtstag

Vor wenigen Tagen konnten wir von einem Fräulein berichten, die ihren neunzigsten Geburtstag feierte. Diesmal ist es der Zimmermann Johann Deuter, der das seltene Fest des neunzigsten Geburtstages noch verhältnismäßig kräftig erleben darf.

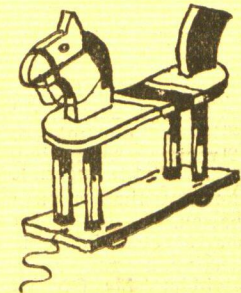
Johann Deuter, der 1882 in das Memelgebiet kam, wurde am 8. Februar 1846 in Westpreußen geboren. Fast zwanzig Jahre arbeitete er im Gebiet, um dann im Jahre 1900 in die Stadt zu ziehen. Hier war Herr Deuter, der übrigens Veteran des Krieges 1870/71 ist, bei verschiedenen Kaufmannsfirmen als Zimmermann tätig. Später erhielt er eine Anstellung auf der Schiffsfabrik, doch schon seit etwa 15 Jahren hat er sich zur Ruhe gesetzt und lebt bei seiner verewitweten ältesten Tochter in der Kleinen Sandstraße.

Herr Deuter verfügt auch heute noch über ein selten gutes Gedächtnis; er kann über seine Kriegserlebnisse sehr genau erzählen. Von seinen sechs Kindern wohnen die meisten in Deutschland, die sicher zu seinem Geburtstag in Gedanken bei ihm weilen werden. Wir wünschen Herrn Deuter, der nun fast schon ein ganzes Menschenalter in unserer Stadt wohnt, für seinen weiteren Lebensabend Ruhe und Gesundheit.

Lebhafter Schiffsverkehr

Am Hafen war in der letzten Woche ein recht lebhafter Schiffsverkehr. Täglich liefen Rintendampfer und Schiffe mit Kohlenladungen ein,

Der Pferdehändler



Hinter der Markthalle, dort, wo die Standplätze der Fischer zu Ende sind, steht zuweilen ein altes Männlein, die unwillkürlichen Füße in riesigen Holzschuhen, die Hände im geräuschvollen Pelz vergraben, eine viel zu große, abgegriffene Ledermütze auf dem Kopf gestülpt. In der feuchten, nebeligen Kälte, durchstochen vom stundenlangen Warten, tritt er mit wiegenden, kleinen Schritten, unverstümmelte Worte murmelnd, zwischen seinen vier oder fünf Pferden umher, die er verkaufen will. Denn er ist ein Pferdehändler.

Seltener verschrobene, billige kleine Spielzeuge sind das, weiß, schwarz und braun bemalt, die er da aufgebaut hat, sicher nach eigenem Entwurf in eigener Werkstatt gefertigt, wenn anders man den kleinen, kaum mannshohen Schuppen, der neben seinem winzigen Häuschen irgendwo an der Straße nach Kule oder Plunge stehen mag, eine Werkstatt nennen will.

Für den, der spitzfindig Menschengestalt und Menschenjesele erforscht, wäre es eine fesselnde Aufgabe, einmal festzustellen, weshalb wir — nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen — diese bunten, kleinen Holzgestelle, die das Männlein um sich verarmelt hat, sofort auf den ersten Blick und ohne zu zweifeln als Pferde ansprechen.

Lassen wir Kopf und Schweif weg, die auch nur eben in rohen Umrissen andeutend sind und auf eine ganz widerwärtige Art aus dem Rücken des Tieres steil herauswachsen, so bleibt nichts weiter übrig, als ein armieliges Bänkchen, ein Bänkchen auf Nähern und mit vier Beinen, welche Zahl nun freilich naturgetreu und aufs Haar mit der Anzahl der Beine eines jeden ordentlichen Gauls übereinstimmt.

Grübelnd steht der kunstverständige Weise vor den kleinen Mißgeburt und fragt sich, wie weit solche künstlerische Freiheit noch getrieben werden könne, bis endlich selbst im unbefangenen Beschauer auch nicht mehr der leiseste Anflug an den Begriff „Pferd“ geweckt wird. Ein Bildhauer, ein Zeichner, ein Maler, die würden es auf alle Fälle nicht wagen, ein Pferd, ähnlich dem Entwurf unseres pelzvermummten, holzbeinigen Männleins zu schaffen, auch dann nicht, wenn sie noch immer Expressionisten wären. Nichts ist in diesen Holzfiguren von dem, was uns ein Pferd bedeutet, Bildwerken von dem, was uns ein Pferd heißt, kaum etwas von seiner Form, nichts von der Klugheit schlankfüßiger Beine, nichts von der immer bereit, plastischen Kraft des runden Leibes, der zitternden Beweglichkeit, dem Leben, dem Feuer...

Sieh da: es sind Käufer gekommen!
„Nun gut“, mal, Peterle, die vielen Pferde!“ ruft die Mutter. Und Peterle, strahlend, auf beiden Händen zugleich, kragt sich auf eins, auf das schönste, einen blendendweißen Schimmel, der stumm und höflichbeugig die ausgelassenen Liebeslunnen des Kleinen über sich ergehen läßt.

Erbärmlicher Zweifler und Vetscher, der du eben noch von diesen bunten Häuten als von Holzgestellen und armieligen Bänkchen sprachst! Da zieht er hin, der Peter, mit seinem Schimmel, der steif über holperige Pflaster schaukelt! Rechts und links stehen zu Hunderten vor den Bauernwagen mit wedelndem Schweif und nickenden Köpfen die richtigen, beweglichen, runden, lebendigen Tiere. Peter beachtet sie nicht. Mögen sie doch so lebendig und beweglich sein, wie sie nur immer wollen! Er verkauft sein Pferd — denn es ist ein Pferd, ein Schimmel sogar! — nicht um ein Königreich...

während laufend große Getreidepartien verladen wurden.

Am Sonnabend morgen lag am Außentafel der deutsche Dampfer „Anni Abrens“, der hier Getreide erhalten soll. Am Südbau wurde Weizen in den Dänen „Lise“ verladen. Im Winterhafen gibt der finnische Dampfer „Delaware“ 3540 To. Kohlen aus West-Hartlepool auf Waggons. Der Däne „Harriet“ ist auch beim Verschiffen von 1540 To. Kohlen und Koks aus der englischen Hafen Goole. Nebenbei liegt der Hamburger Dampfer „Luvsee“ unter Beladung mit 3500 To. Roggen nach Trieste. Im neuen Hafen wird der Däne „Wih. Kolbing“ geladicht, der 2380 To. Kohlen von Seaham für die Eisenbahnverwaltung heranbringt. Am Passagierfahrlinier der Forenede-Dampfer „A. C. Jacobsen“ wieder größere Transporte Pferde für Kopenhagen an Bord. Dampfer „Continental“ ladet an der Zellulosefabrik eine Ladung Zellulose für River Thames.

Die neuen Portalfräne zum ersten Mal in Betrieb

Die Entladung des Kohlendampfers „Wih. Kolbing“ auf Waggons im neuen Hafen erfolgt heute mit den drei neuen elektrischen Portalfränen, die damit erstmalig in Betrieb gesetzt worden sind. Durch die Kräne ist ein Gebrauch der Schiffswinden und das reichlich unmoderne „Kohlenfarren“

Ein Tatsachenbericht aus dem arabischen Wüstenkrieg

„Sie reiten in den Tod, Madame...!“

Das Schicksal der schönen Gräfin d'Andurain.

Sisilher Wumm, der Verfasser dieses Tatsachenberichts, ist vor kurzem aus Arabien zurückgekehrt. Er war zum großen Teil selbst Augenzeuge der Abenteuer und verwegenen Erkundungsfahrten der Gräfin d'Andurain, von deren Schicksal er hier in fesselnder Weise berichtet. Mit der Veröffentlichung des Berichtes beginnen wir in der vorliegenden Nummer.

überflüssig. Es wird sich jetzt zeigen, ob die hierau benutzten Eisenkästen den Anforderungen genügen, oder ob der Einsatz von Kohlenkreislern zweckmäßig ist.

Das Fest am 9. Februar 1936

zu Gunsten der Winterhilfe

Die Nachfrage nach Einlaßkarten für das Fest am 9. Februar, das in sämtlichen Räumen des Schützenhauses stattfindet, ist so groß, daß man sagen kann, „das Haus ist ausverkauft“. Daher werden an der Tageskasse im Schützenhaus kaum noch Karten zu erhalten sein. Die Abwicklung des Programms wird bis etwa 8½ Uhr dauern, und da erfahrungsgemäß ein Teil der Besucher nach den Darbietungen nach Hause geht, werden um diese Zeit neue Karten ausgegeben werden können. Eine Ueberfüllung wird in jedem Fall vermieden werden. Die Tombola erfreut sich allgemeiner Beachtung und uneingeschränkter Anerkennung für die offene Hand der freundlichen Spender. Was kann man gewinnen? Radio, Teppich, Grammophon, Bekleidungsgegenstände aller Art, Schiffsreisen über Ost und See, Frei-Ausenthalten in Nidden, Delikatessen, Zigarren, Süßigkeiten, prima Rauchschinken, Haushaltungsgegenstände vom Bügeleisen und Kaffeefessel bis zum Bohnertuch, Bilder, Fruchtkörbe, Torten, Korbseffel, Glas- und Porzellanfiguren, Silber und Kristall, Tee-service usw. usw.

Viele möchten gerne ihr Glück bei der Tombola versuchen, doch haben sie keine Einlaßkarten erhalten können. Hier wird empfohlen, Verwandte oder Bekannte, die bereits im glücklichen Besitz von Eintrittskarten sind, mit Vorkäufen zu beauftragen. Jede Nummer gewinnt, und wer Glück hat, gewinnt das, was er sich wünscht.

In allen Räumen wird gearbeitet, dekoriert, installiert, gemalt, und die oberen Räume — es ist eine Pracht anzusehen. Tatsächlich „Der Wintergarten“.

Der Festausschuß bittet die Besucher, guten Mutes hinsichtlich der „Fortuna“ zu sein, Humor und Stimmung mitzubringen und so dieses Fest gelingen zu helfen für den Zweck, dem es bestimmt ist: „Für die Winterhilfe 1935/36.“

Ueber 50 Anzeigen wegen Uebertretung der Meldepflichten

Die Stadtpolizeiverwaltung schreibt uns: Wiederholt, zuletzt am 23. Januar, haben wir an dieser Stelle unsere Bürger auf die Beachtung der Meldevorschriften hingewiesen. Wir glaubten, daß die Säumigen unsere Aufforderung, die unterlassenen Meldungen nachzuholen, befolgen werden. Die am 1. Februar begonnene Revision hat jedoch das Gegenteil ergeben; es ist eine große Anzahl von Uebertretungen der Meldebefestimmungen festgestellt. In zwei Tagen sind annähernd 50 Anzeigen wegen Uebertretung der Meldevorschriften seitens der revidierenden Polizeibeamten erfolgt. Wir

weisen daher nochmals darauf hin, daß die an- und innerhalb der Stadt umziehenden Personen ihren An- bzw. Umzug binnen drei Tagen — Ausländer binnen 24 Stunden — anzuzeigen haben. Neben dem An-, Ab- bzw. Umziehenden bleibt für Erfüllung der Meldevorschriften der Aufnehmende (Haus-eigentümer, Vermieter, Schlafstellengeber usw.) verantwortlich. Auch die Beamten und Angestellten, ohne Unterschied, ob sie bei einer zentralen oder autonomen Behörde angestellt sind, sowie deren Quartiergeber unterliegen denselben Meldevorschriften. Es wird daher jeder Säumige gut tun, falls er Bestrafung vermeiden will, namentlich die Meldung unverzüglich nachzuholen.

Unsere Revidierenden haben die Anweisung erhalten, am 13. Februar die Revision wieder aufzunehmen und jeden, der die Meldevorschriften nicht beachtet hat, unmissverständlich zur Anzeige zu bringen. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß wir in all diesen Fällen nach den vielen Hinweisen Bösartigkeit annehmen und dementsprechend auch die Strafe bemessen werden.

Gründung eines Vereins zur Förderung und Zucht reinrassiger Gebrauchshunde für die Jagd

In Jägerkreisen wurde schon lange der Plan für die Gründung eines Vereins zur Förderung der Zucht reinrassiger Gebrauchshunde für die Jagd erwogen, da bisher im Gebiet Mangel an solchen Hunden besteht. Die Anfangs November in Schernen stattgefundenen Vorgesprechungen haben jetzt zur Verwirklichung dieses Planes geführt. Am Freitagabend fand die Gründungsversammlung eines solchen Vereins in Fischers Weinstuben statt. Die Versammlung wurde um 5½ Uhr von Förster Neuber-Schernen eröffnet. Nach Begrüßung der gut besuchten Versammlung gab Herr Neuber Zweck und Ziel des zu gründenden Vereins bekannt. Aus seinen Ausführungen ging hervor, daß es Aufgabe des Vereins sein soll, durch Zucht reinrassiger Tiere und deren Ausbildung durch fachkundige hochwertige Gebrauchshunde dem Weidwerk des Memelgebietes zuzuführen. Es soll in jedem Jahr ein Gebrauchshundbesucher ein- bis zweimal veranstaltet werden. Bei diesen Veranstaltungen sollen die Erfolge guter Zucht gezeigt und jedem Jäger Gelegenheit gegeben werden, die Leistungen und Qualitäten eines hochwertigen Gebrauchshundes kennen zu lernen. Nur in Begleitung eines gut abgeführten und jagdliebes Eigenschaften besitzenden Gebrauchshundes habe der Jäger Freude und Erfolg auf der Jagd. Herr Neuber schloß seine Ausführungen mit einem Appell, alle Jäger und Besitzer von Jagdhunden in dem zu gründenden Verein zusammenzuführen.

Nach kurzer Aussprache wurde beschlossen, einen Verein unter dem Namen: „Memelländischer Verein zur Förderung reinrassiger Gebrauchshunde zur Jagd“ zu gründen und ihn beim Amtsgericht eintragen zu lassen. Die Satzungen, die bereits ausgearbeitet worden waren, wurden nach kleinen Abänderungen angenommen. Es erfolgte dann die Wahl des Vorstandes, der sich wie folgt zusammensetzt: Vorsitzender Förster Neuber-Schernen, Stellvertreter Förster Hahlemeister-Straschinken, Schriftführer Direktor F. W. Siebert, Kassensführer Kaufmann H. Schwermer. Dem Ehrenrat gehören an: Förster Strelow-Schäferer, Profurist F. Poeppel, Rechtsanwalt Schroeder und Dentist H. Meding als ordentliche Mitglieder und Förster Waldfisch-Charlottenhof sowie Gutspächter Knobbe-Lindenhof als stellvertretende Mitglieder. Die Aufnahmekommission besteht aus Direktor Krüger, Kaufmann Ruppel und Dr. Vachner. Rechnungsprüfer sind Profurist F. Poeppel und Gutspächter Knobbe.

Nach etwa dreistündiger Dauer wurde die Versammlung vom Vorsitzenden geschlossen.

Vom Markt

Der Wochenmarkt war am Sonnabend auf allen Plätzen in Memel von Käufern und Verkäufern nur mittelmäßig besucht, obwohl das Wetter verhältnismäßig milde war. Nur in der großen Markthalle herrschte wiederum ein Ueberangebot an Fleisch. Die Fleischverkäufer standen nicht allein in den eingebauten Ständen, sondern auch sonst in allen Ecken der großen Halle, wo nur irgend ein verfügbares Plätzchen frei war. Auch draußen neben der Halle hatten zahlreiche Fleischverkäufer Aufstellung genommen.

Obwohl das Angebot an Butter nur mittelmäßig war, verlangten die Verkäufer durchweg nur 1,30—1,40 Lit je Pfund. Butter minderer Qualität war vereinzelt auch für 1,20 Lit zu haben. Eier wurden recht reichlich für 10—11 Cent das Stück verkauft. Von geschlachteten Geflügel waren hauptsächlich Gänserümpfe zu haben, jedoch bei weitem nicht mehr so reichlich, wie zu Beginn des Vormonats. Je nach Qualität verlangten die Verkäufer für Gänserümpfe 4—6 Lit. Entenrumpfe waren in geringerer Zahl und nicht besonders guter Qualität für 3—3,50 Lit zu haben. In einigen Stellen wurden Putenrumpfe angeboten, die je nach Größe 4—7 Lit kosten sollten. Geschlachtete und gerpufte Hühner gab es für 2—50 Lit. Größere Hühner sollten auch 3 Lit kosten. Für lebende Hühner wurden dieselben Preise verlangt. Honig war ziemlich reichlich für 1,60—1,80 Lit je Pfund zu haben.

Auf dem Gemüsemarkt gab es rote Zwiebeln für 1 Lit, weiße Zwiebeln für 50 Cent, Mohrrüben für 20 Cent, rote Rüben für 30 Cent, Rosenkohl für 70—80 Cent je Liter, Schwarzwurzel für 80 Cent das Pfund und Kohlrüben für 20 Cent das Stück. Weißkohl kostete je nach Größe der Köpfe 50—80 Cent und Rotkohl 0,80—1 Lit je Kopf. In mehreren Verkaufsständen wurde Schnittlauch für

40—50 Cent je Staube angeboten. Das Angebot an Moosbeeren ist in diesem Winter ziemlich groß. Ein Liter sollte 60 Cent kosten. Äpfel sind recht teuer geworden. Die Verkäufer verlangten für Äpfel 1—1,50 Lit je Liter.

Auf dem Fischmarkt war das Angebot an Kaulbarben, die Niddener Fischer gefangen hatten, vorherrschend. Karfelfische hatten Dorsche und Störjäger und Schwarzkopfer Fischer geringe Mengen großer Stinte zum Markt gebracht.

In dieser Nummer:

Kleine memelländische Dorfchronik

Außerdem gab es noch Süßwasserfische in geringen Mengen, die die Stromfischer gefangen hatten. Hechte sollten 1 Lit, Quappen 60 Cent, Dorsche 20—30 Cent, Plöße 20 Cent, Barsche 50—60 Cent, lebende Karpfen 1,20—1,30 Lit und große Stinte 40 Cent je Pfund kosten.

Die Fleischer verkauften Schweinefleisch: Schulten und Schinken für 50 Cent, Bauchstück für 60 Cent und Karbonade für 60—70 Cent und Schiere 50—60 Cent; Hammelfleisch 60 Cent und Kalbfleisch 50—60 Cent.

Der große Marktplatz an der Dange, der meistens nicht ausreicht, um allen zum Markt gekommenen Fuhrwerken Platz zu bieten, war heute kaum zu Dreiviertel mit ländlichen Fuhrwerken besetzt. Getreide wird nach wie vor recht wenig angeboten. Weizen sollte 10 Lit, Hafer 7 Lit, Gerste und Roggen 7,50—8 Lit und Roggenmehl 8 Lit je Zentner kosten. Kartoffeln waren heute etwas teurer und wenig angeboten. Die Verkäufer verlangten durchweg 3 Lit je Scheffel.

Schweine- und Heupreise

Der Schweinemarkt war recht gut besucht, auch war die Kauflust zeitweise ziemlich reger. Die Preise hatten, was wohl auf die Nachfrage zurückzuführen war, etwas angezogen. Die Verkäufer verlangten für vier bis sechs Wochen alte Ferkel 22 bis 24 Lit das Paar, während sieben bis acht Wochen alte Ferkel 26—28 Lit kosten sollten. — Der Heumarkt war seit den frühen Morgenstunden schon gut besucht. Die Kauflust konnte man hier als sehr rege bezeichnen. Schon am frühen Vormittag waren über zwanzig Fuhrer verkauft. Der Preis für gutes Kleeheu betrug 4,50—5 Lit je Zentner. Die Kauflust blieb auch weiterhin rege, so daß der Heumarkt wohl ausverkauft worden sein dürfte. Die Preise für Häckel, die bei Beginn des Marktes auf 4 Lit je Zentner standen, fielen bei der Ankunft von weiterem Angebot bis auf 3,50 Lit je Zentner.

Weitere Lokalnachrichten dritte Seite dieser Beilage

Heudekrug, 8. Februar

Die Gastspiele des Deutschen Theaters

Ein besonders genussreicher Operettenabend steht den Musikfreunden von Heudekrug und Umgebung am kommenden Freitag, dem 14. Februar, durch das Gastspiel des Deutschen Theaters in Memel bevor. Eduard Künckel's „Der Vetter aus Dingsda“, das melodienreiche Singpiel, gelangt abends 8 Uhr zur Aufführung. Der Verkauf hat bereits in der Buchhandlung Guttschmidt begonnen. Die Aufführung verspricht, wie auch nicht anders zu erwarten war, wieder ein volles Haus.

* **Straßenbäume umgebrochen.** In letzter Zeit wurden mehrfach junge Chausseebäume in der Umgebung von Heudekrug umgerissen. Jetzt scheinen diese Vandalen ihre Tätigkeit direkt nach dem Ort verlegt zu haben. Am Donnerstag fand man nämlich in der Fabrikstraße, welche unmittelbar in die Hauptstraße des Ortes mündet, eine Reihe junger, erst im vergangenen Sommer angeplanter Bäume in der Mitte des Stammes durchgebrochen und abgerissen vor. Ebenso sind einige Pfläule, welche zum Schutz der schwachen Stämme neben den Bäumen in den Boden gerammt und mit den Stämmen durch Bast verbunden waren, ausgerissen und entwendet worden. Personen, die Angaben über die Täter machen können, werden gebeten, sich auf dem Gemeindevorstand oder bei der Polizei zu melden, damit ihre Bestrafung erfolgen kann.

Kirchzettler für Memel und Heudekrug

Die Heilsarmee, Fischersir. 1. Sonntag: vorm. 9 Uhr Segnungsversammlung, nachm. 2 Uhr Kinderversammlung, abends 7.30 Uhr Heilsversammlung.

* **Evangelische Kirche Heudekrug.** Sonntag: 9.30 Uhr deutscher Gottesdienst, 12 Uhr litauischer Gottesdienst, 1.30 Uhr Kindergottesdienst, Wfr. Eide. **Baptistengemeinde Heudekrug, Bahnhofsstraße 9.** Heudekrug: Sonntag: 10 Uhr Sonntagsschule, 4 Uhr Gottesdienst (Bergien). Mittwoch: 7.30 Uhr Bibelstunde. Donnerstag: 8 Uhr Jugendlunde. Pfingsten: Sonntag: 1 Uhr Gottesdienst. Wilkieten: Sonntag: 9.30 Uhr Gottesdienst bei Neubacher. Kraulen: Sonntag: 9.30 Uhr Gottesdienst (Bergien).

Gegen Stuhlbeschwerden und Kreuzschmerzen ist das natürliche „Franz-Josef“-Wasser — ein Glas voll früh am nächsten Morgen genommen — infolge seiner schmerzlos reinigenden und angenehm erleichternden Wirkung zu fortgesetztem Gebrauch besonders gut geeignet. **Merkt! Best. empf.**

Blubbrigkeit ut Krakschtupelle os Krogwirt in Vertretung

De kleine dide Krogwirt ut Krakschtupelle mót de robe Bace und de noch robere Näs möt sienem Wief opp Hochfied soahre und brukt om Krog Vertretung. De hüt aber keine Verwandte om Däp. Deshalb möt he sienem beste Kund bödde, em uttohelpe. Wat nu de best Kund weer, dat os de Kristoph Blubbrigkeit, e gooder, ehrlicher Keerl, blos kein Schriftgelehrter und Kassenkünstler. Hee schreef ja e ganz goode Sandfchrift, aber man blos andre manke Öhre, opp Papeer ging dat nich sonderlich. Best Kund weer he von goode Tiede her. Doamals, doo mußt de Krogwirt färm Kristoph Blubbrigkeit e Ächtel Vordbeer soahne hawe. Doavon kreeg keiner om Däp, dat soop de Blubbrigkeit alleen ut. Nisch, dat he Dag und Nacht besaope gewisse weer, nā, he drukt e paar Halskettchen als Kleenscheitid, e paar to Wepser, dann weer so Ächtel ut bool aller. Wie nu de Tiede immer schlechter wurde, duert et immer länger, büt dat Ächtel leer wird, und tolest murt dat Scheene Beer sur. Von de Tied an bestellde de Gastwirt nich mehr e Ächtel extra, aber he schäp dem Blubbrigkeit noch immer als sienem beste Kund und Ävergeef em deshalb ut de Vertretung.

Nu soahne de beide om Krog, und de Wirt erkärt em, wat e Wunsch biem Verkeere weete mott. Doable titt he eine Schubload noa de andre opp. „Hier os Farin“, seggt he nu, „doo os Waage-schmalz, hier freene Seep, doo zwee- und dreesollige Nāgel hier hänge Wischeschneer, doo hinder Glas sōnt Fiselbänder und Strōmp, hier os dit Schub-load Rafan, os dat Donn sōnt Seringe, doo os Backpulver, hier Solt, doo Strompbänder fār Wākes, hier fār Junges, hier os Pottasch, doo soahne de Bombons, hier os Schnaps, witter Schnaps, doo Konjak, hier Nomm, doo steht dat Beer, hier Waagebötter. Kemmer, Forke, Spoodens und Nishierne siltst du ja anne Deck hänge. Hier steht Salpeter boame, dat os noch von freer, dat scheene Emaljeschid möt os nich affnahme, doo os jekt aber Bullrigsolt, und hier, wo Rannehl steht, sōnt oogenblidlich Kreibwelle.“ So zeigt he em alle Schubloads und seggt tolest: „Hier os e langer Zeddel, doo findst du dem Priese!“ „Häst du noch wat to froage?“ seggt he tolest, und wie de Blubbrigkeit half om Droom dem Kopp schōddelt, bukt he sich mōt sienem Wief bime Kutsch und fahrt los.

De Blubbrigkeit hoakt sich nu e Stohl hinderem Tondösch, bukt sich hen, schleit de Beehne äwer Kries, moakt möt Darme äwenfo, schint de Prost vār und macht oppem eerste Kund. Et vergeist e halwe Stund, und kein Mensch kömmt. „Nisch os ganz goot, wenn os schon e böste ü!“ meent nu de Blubbrigkeit und steht opp. „Also“, burtelt he fār sich hen, „wenn de Dār klingelt, stell os mie hier so hen, moak e Verbeijung und segg: „Guten Morgen, was darf ich Ihnen geben?“ Dat übt he nu eenmaal, zweemaal, aber wie keiner kömmt, geht he mōt lange Schrōdde, de Händ oppem Pudel, de Krogsoam entlang.

Opp eenmaal grabbelt dat bute anne Dār. De Blubbrigkeit rennt, wat he blos kann, hinderem Tondösch, und nu klingelt dat all. „Guten Morgen“, seggt he dann glick mit e groote Verbeijung, „was darf ich Ihnen...“ Die „Hnen“ kömmt he groad von siene Verbeijung ömme Höcht und sitt vār sich so e Wāke von 6 oder 7 Joahr. De Nās rennt er, de Hoar hänge er ömme Dage, und se grint äwer dat ganze Gesicht. Doo packt dem Blubbrigkeit de Bōh. He schlukt also glick dat „Geben“ runder und schrikt: „Wat wōllst du Snos?“ „Nār 5 Cent Stundenlutscher!“ seggt nu dat Marjelle. „Wat“, seggt de Blubbrigkeit und blickt sich äwerem Tondösch, „Du groot Marjell brukt noch e Kutsch.“ He berubigt sich aber und denkt, du kannst doch deine eerste Kundschafft nich

rutgrule, nōmt also de Preistabelle und tikt noa. „Nische koste 50 Cent!“ seggt he dann. Dat Marjelle merkt nu, dat de Krogwirt ö. B. se nich versteht, ward sich doaher dieltlicher utbrōcke und seggt: „Nār stief Cent Handgranoate!“ Dat weer dem Blubbrigkeit denn doch to vāl, he knōppelt also schon e Witscheschneer aff und seggt: „Pudel-blau war os die fār stief Cent gāwe, dann kannst noa Abessinie soahre und die e Handgranoat boale, wie sōnt hier keine Munitionsfabrik.“ Dat Marjelle bliwt aber ganz karsch, zeigt opp een Glas und seggt: „Von diso doal!“

Nu tikt de Blubbrigkeit wedder oppe Preislisse, und opp eenmaal hat he dat: „Stielbonbons!“ seggt he. Dann göfft he dem Marjelle eenem und kriecht 5 Cent. De schmitt he nur dorche Nās ömme Kāh. Dann titt he de Schubload rut und sitt noa, ob de stief Cent ut wōrklich bömme sōnt. Und weil dat so scheen geklappt hāt, nōmt he de 5 Cent rut und schmitt se noch emaal dorche Nās. Nu os em so, als had he schon fār 10 Cent verkofft.

Jetzt kömmt e ganze Tied wedder keiner. Dann klingelt dat, und e Fru trampelt äwere Schwell. „Guter Wiewer“, brompt de Blubbrigkeit, „dat ward hiede kein gooodt End nähme.“ De Fru mōt nich ut diesem Däp sōnt, denn de Blubbrigkeit kennt se nich, und em ward all ganz heet.

„Ein Pfund Schmalz“, seggt de Fru nu sein opp Hochfiedsch und bliwt am Dösch soahne. De Blubbrigkeit krusst de Steern. Schmolz, wo weer dat blos? He seet nu e Wiele, dann röcht he sich opp und seggt: „Schmolz wōlle se, nich woahr, Schmolz, een Pfund Schmolz!“ „Nawohl“, seggt dat Wief, und he seet wieder. Hier sōnt de Plume, hier Solt, hier Zucker, hier Nāgel, aber Schmolz os nich. Doo kömmt em opp eenmaal e gooder Gedanke. Wie sād doch de Krogwirt: „Wat du verkaffst, os egal, de Hauptlach os, dat de Kund nich rutgoahne, ohne gekofft to hebbe. Dat to ver-

keepe, wat man hāt, os keine Kunst, aber dat to verkeepe, wat man nich hāt, doo kann man eerste seehne, ob e Krogwirt wat daugt oder nich.“ „Madame“, seggt he deshalb, „wōlle se nich leewer zwee Pfund dreesollige Nāgel mōtnähme?“ „Wiele denn?“ moakt de ganz erstaunt. „Nā“, seggt he, „doo kriego se doch eerste moals statt een Pfund zwee Pfund und kriego zweitens ut erem Lit noch 10 Cent rut.“ Nu os he groad biem Waage-schmalz. „Der, Madame, vleicht nähme se zwee Pfund Waage-schmalz, doo geht er Lit groad opp.“ Dat Madame denkt nu, de os nich ganz rōchtig und geht rut. Kaum os se aber bute, doo hoakt de Blubbrigkeit mōttem Steemel wermeeto an, flicht bōs lang doal und sitt de Schmolzstitt groot und breet soahne. He ritt noch schnell de Dār opp, sitt aber von de Fru nusch mehr. Doo ward em dat Herz so schwer: een Kund hāt he also schon rutgegrullt.

Am Noamöödag weel et dat ganze Däp: De Krogwirt os opp Hochfied gefaore und hāt dem Blubbrigkeit als Vertretung. Jeder pult nu de letzte Centes fār und geht keepe. Bol os de Krog dann ut voll. Dem Blubbrigkeit ädtte vār Dyr-rāgung de Nōbbes, und dide Dropper renne em vonne Steern. „Fiselbänder, freene Seep, Pitter-jost, Strompbänder, Waage-schmalz wōlle se hebbe, und de Blubbrigkeit seet und seet und weel nich, wo em de Kopp steht, und tolest kömmt immer de groote Froag: Was kostet das? Poar Sāche kennt he nu schon utwendig, aber dat meiste nich. Dann ward he boll fuchtig. „Natterlich kost dat“, schrikt he de Kunde an, „denke se, dat kost nusch, koste hen, koste her, betocht mott ware!“ Solch Tied habbelt he solange, büt he em Boof dem Priese gefunde hāt.

Noch vāl schōmmer sōnt aber de Kunde, wo schon söllwt weete, wat dat kost.

„Nār 65 Cent Glasbombons!“ foame se dann an. De koste aber blos 50 Cent dat Vārtelpund, und e Halspund kostet schon 1 Lit. „Sōnt du de Tiede noch nich schlecht genug“, schrikt dann de Blubbrigkeit, „gneeht du nich e Vārtelpund, hier hāt dien 15 Cent, steel se ömme Spoorbōds.“ So helpst he sich ut alle Situations. Wie aber änger sielt ühr alle de Wiewer, wo toerfirst ere Kinder tom Denkepe geschōdt hadde, söllwt de Tufkes to-

schäpbroche und se mōt Standoal oppem Tondösch seelbe, ward em doch e böste grullsch. Doo kömmt nur eene, de standaleert, dat se statt Stickschornstelt Salpeter gekriegt had, und de Kofke weer nich oppgeange, und doarom had se em glick mötgebrocht, und dem kann de Blubbrigkeit ut betoable, und wenn he dat nich wōll, brukt he ja blos to sege, dann ward se tom Schandarm goahne. Und e andre kömmt und seggt, se hāt statt Bullrigsolt Stickschornstelt gekriegt, und de Boader, wo e grootem Vāpel voll tom Moaereinige genoaime had, bukt to Sus und spuckt noch ömmer, und se ware tom Doktor soahre, und se kömmt blos sege, dat he Blubbrigkeit de Kofke ward betoable mōtte.

Dem Blubbrigkeit soahne de Hoar to Borg, aber dann hāt he e goooden Denfall. He stellt siene ühr glick om zwee Stunde vār und seggt: „So, jekt os sāwe, jekt hāw os fār Kolonjalooware keine Konzejhon mehr, jekt göfft blos noch Schnaps und de eerste Boag spenderet os.“ De Keerls freie sich nu und spenderet de Wiewer noa Sus. Et duert ut nich lang, doo hāt de Blubbrigkeit all mōt dree-feer Duktrededertacht gedrunke, und jekt steht he groad mōt eenem nieje Frind, dem Görg. De Blubbrigkeit hāt dem Görg siene Jadedlapp gepackt, und de Görg hāt sich om Blubbrigkeit sienem Kroage fest. Nu titt eerste de Blubbrigkeit dem Görg ganz dicht an sich heran. Dann soahne se e Wiele Brost an Brost, büt de Görg langsam to-rückschwankt und dem Blubbrigkeit moakt. „Ded hōn dien Frind!“ laßt de Blubbrigkeit. „Sinau, hinau!“ seggt de Görg. „Wer moakt hier Radan?“ froagt de Blubbrigkeit ganz fuchtig, springt oppem Māstaste und fängt an to rāde.

Den diesem Dogenblik kömmt de Krogwirt vonne Hochfied torück und heert dem Spektakel. „Der Dausend“, munderet he sich, „soahräwer frind de Krog leer, und nur os alles voll.“ „Du, Mutter, hol de Soahrilien, os mott doch glick rōnloope.“

Wie he nu de Dār oppmoakt, sitt he manf blaue Rookwolke oppem Māstaste dem Blubbrigkeit soahne, de rechte Hand egene Deck geredt, de linke oppe Brost, un milt de Krogwirt nich sienem goode Frind Blubbrigkeit erkenne, wōrd he schwere könne, dat se em e Denkmool bime Steam-rōmngesett hebbe. Roarl Spreñke.

Memelgau

Kreis Memel

Schwere Fahrt über das Haffeis

Wie berichtet, wurde das Eis in der Nacht zum Mittwoch im südlichen Kurischen Baff vom starken Winde an vielen Stellen zerrissen. Am Donnerstag morgen begann das Eis etwa von Hiddan ab südwärts zu treiben. Da einige Fischer Nebe unter dem Eis hatten, waren sie gezwungen, sich auf das treibende Eis zu begeben, um ihre Nebe, die mit dem Eis mitgetrieben wurden, zu bergen. Dabei brach öfters das Eis unter ihren Füßen durch. Es gelang jedoch allen Fischern, ihre Nebe zu bergen, bis auf Mademacher, der ein Nebe verloren hat. Jeder der Fischer fand auch noch in seinen Neben etwa 40 bis 50 Pfund Breffen. Die Rückkehr vom Eis war jedoch mit Schwierigkeiten verbunden, da das Eis inzwischen etwa einen Kilometer weit von der Nebergasse abgetrieben war. Ein Fischerboot fuhr ihnen daher entgegen, um sie an Land zu bringen. Bevor das Boot sie noch erreichte, riß ein großes Stück Eis ab und trug die Fischer am Grabfisch Hafen an Land. Auch die Fischer von Windenburg begaben sich am Donnerstag auf das abtreibende Eis, um ihre Nebe zu suchen. Die Fischer Schultes und Wallenett konnten jedoch ihre 35 Nebe nicht mehr finden.

Trotz der schweren Eisbedeckung unternahmen noch am Mittwoch und Donnerstag die Fischer von Hiddan, Preil und Perwell eine Fahrt über das Eis nach Rinten, um auf dem dortigen Markt ihre Fänge abzulegen. Diese Fahrt, die zum größten Teil auf Schlittschuhen vor sich ging, gestaltete sich recht schwierig. Mehrmals brachen die Fischer ein. Da sie jedoch immer mehrere zusammen fuhren oder auf Schlittschuhen liefen, konnten sie sich gegenseitig retten. Einige Fischer haben dabei ihre

Einkäufe, die sie in Rinten getätigt hatten, im Wasser verloren.

Dieser Tage wurde auch in Rinten mit der Eisefuhr begonnen. Diese Arbeit gestaltet sich in diesem Winter sehr schwierig, da das Eis im tieferen Baff geschnitten werden muß. Doch ist es infolge der dünnen Eisdicke nicht möglich, das geschnittene Eis mit Fuhrwerken abzuholen, sondern die Eiskübel müssen zuerst auf Schlitten geladen und dann von Arbeitern auf die festere Eisdicke gebracht werden. An Land muß das Eis wieder auf Wagen umgeladen werden, um es in die Fiskeller zu bringen. Das Eis ist etwa 3 bis 4 Zoll stark.

Neuwahl des Ortsassessoranten in Plick. Dieser Tage fand in Plick die Neuwahl des Ortsassessoranten statt. Dabei wurde der Bäcker Erich Mans in Plick einstimmig gewählt. Die Uebergabe der Gemeindefasse an Mans wird nach erfolgter Bestätigung der Wahl durch den Landrat demnächst erfolgen.

Kreis Sendesrug

Ermittelter Diebstahl. Im vergangenen Jahr wurde dem Fleischerhauer H. aus Petrellen ein Revolver aus der Tischschublade gestohlen. Die Waffe wurde jetzt bei dem Kutscher Kaslauskas gefunden und beschlagnahmt. Kaslauskas hatte sie von dem Kutscher Storost, der im vergangenen Jahr bei dem Fleischerhauer diente, gekauft. Jetzt werden sich sowohl Storost als auch Kaslauskas wegen Diebstahls bzw. wegen Hehlerei zu verantworten haben.

Winterfest der Freiwilligen Feuerwehr. Die Freiwillige Feuerwehr Döbelen feierte dieser Tage im Gasthause Siebert in Raudken ihr diesjähriges Winterfest. Bereits um 7 Uhr abends hatte sich der

festlich geschmückte Saal gefüllt. Nachdem der Vorsitzende der Wehr, Schneidermeister Hovne-Döbelen, die Gäste begrüßt hatte, begann die Uebersicht des buntten Programms, das unter der Deutlichkeit „Leut“ wollen wir lustig sein“ stand. Ein gut einstudiertes, humorvolles Theaterstück fand viel Beifall. Auch einige Complots trugen viel zur Hebung der Stimmung bei. Bei flotter Musik und fröhlichem Tanz blieb jung und alt noch viele Stunden beisammen.

Kreis Pogegen

Verblebendes aus Pogegen. In Mantwil-Laten wurde dieser Tage eine Menge Steine für die nächstjährige Straßenschüttung angefahren. Die Steine werden jetzt von Arbeitern aufgesperrt. Eine Anzahl Arbeitslocher wird durch das Berkleinern der Steine in der augenblicklich arbeitssamen Zeit Beschäftigung erhalten. — Am die Milch preiswürdiger zu verwerfen, hat sich eine Anzahl Besitzer zusammengeschlossen und eine Milchenträumungsstation eingerichtet, die sich bei dem Kaufmann Gallinat-Guden befindet. Die Bezahlung der Milch erfolgt nach Fettgehaltprozents. Die Magermilch wird den Lieferanten zurückgegeben. Zur Zeit wird die Milch von etwa hundert Kühen geliefert. — Am Dienstag, dem 11. Februar, um 9 Uhr vormittags, wird in Pogegen ein Posten Kloben, Knäppel und Neißig im Kreiswald meistbietend verkauft werden.

Nach 30jähriger Tätigkeit hat sich jetzt die Käserei-leiterin Frau Vmant zur Ruhe gesetzt. Im Jahre 1906 gründete Frau Vmant mit ihrem vor drei Jahren verstorbenen Mann in Passon-Reisgen eine Käserei. Da der hier erzeugte Käse beste Qualitätsware war, fand er auf Märkten und im Großhandel im In- und Ausland guten Absatz. Selbst in schwerer Wirtschaftslage konnte der Betrieb erfreulicher Weise aufrecht er-

Die Sache mit Harlans

Roman von Hedda Westenberger

S. 4. Fortsetzung

Nachdruck verboten

Es ist die gleiche Fahrt, die sie früher zu allen Jahreszeiten unzählige Male miteinander gemacht haben: auf furenden Rädern die abendstille Landstraße entlang, mit dem Schein der Radfahrlampe voraus, jedes den Arm um die Schulter des anderen gelegt.

Peter tut es auch heute, und Brigitte buldet es schweigend. Und genau wie damals schließt auch heute der große Peter an der Ecke, wo Brink-Mariechens Gasthaus die Peripherie der Stadt ankündigt, das linke Bein über der Erde, um auf diese Weise die rasche Fahrt der Räder gewaltsam abzubremsen, sich zu Brigitte hinüberzulegen und sie zu küssen.

Brigitte wehrt sich leise: „Nicht, Peter! Das das!“ Aber Peter verlangt ja nur sein gutes Recht. Oder ist das vielleicht ein Ding, ein Pukabend im Bootshaus und eine Seinfahrt in dunkler Abendstille ohne „Nüchten“? Ausgeschloffen! Das blicke, urälteste Traditionen verurteilen. Und energisch erzwingt er sich, was ihm — kaum noch — verweigert wird.

„In Chicago“, sagt er nachher lustig, „in Chicago kann einen so ein Nüs Kopf und Kraken kosten. Da muß man unter Umständen — wenn man Pech hat — heiraten, wen man küßt.“

Brigitte lächelt unfröhlich. Dann nimmt die Stadt sie auf, und Peter fährt stumm ein halbes Meter von ihr entfernt — ganz, wie es sich gehört.

Der März tut in diesem Jahr als wollte er dem Mai den Rang streitig machen. Eine weiche, matte Wärme hängt in der Luft, auf dem Rhein tanzt die Sonne in Milliarden glühender Sternen, und auf dem Rand sind schon die ersten Röschen heraus.

Düllkirchen aber, ganz Düllkirchen, steht im Zeichen des Frühjahrsanruhs und riecht kraus, strahst herzhaf nach Seife und kräftiger Lauge.

Auch Peter merkt jetzt nach allem Brauch mit dem gesamten Personal zum Frühjahrsputz an-treten — aber er versteht es von Tag zu Tag, bis seine Mutter sich schließlich erbietet, an seiner Stelle den Anfang zu machen. „Vielleicht gelingt's dir in-deffen, bei uns heimisch zu werden?“ laßt sie so ganz nebenbei und magt nicht, den Sohn anzusehen, weil ihr das Wissen um sein „Nicht-heimisch-Wer-denkönnen“ beinah peinlich ist und wie eine Indis-kretion vorkommt.

Und auch Peter vermeidet es, die Mutter anzusehen. Er bringt ihr nur die ersten Schneeglöckchen mit, die er draußen findet.

Aber die Mutter hat recht geföhlt: Noch immer ist's Peter nicht gelungen, ganz heimisch zu werden. Noch immer ist irgendeine Unruhe in ihm, eine plötzlich aufwallende Ungebul, als veräume er irgendwo etwas, als müsse er noch heute in einen rauchgeschwärmten D-Zug steigen und fahren, fahren...

Gibt's das, daß man Heimweh nach der Fremde haben kann? Wenn es das gibt, dann hat es der Peter. Denn je sanfter und weicher draußen der rheinische Frühling mit seiner Landwärme, seinem Duft nach brauner Erde Einzug hält, um so eifriger umspielen Peter die Erinnerungen an Vergan-genes. Ganz nichtige, blasse Gegenbeheiten aus Chicago, aus Rio, aus London kommen ihm plötz-lich bedenklich vor. Die gelaute, gekochte Arbeit im Savon, die er früher so oft ingrimig vermüßte hat, erscheint ihm nun verlockend und sinnvoll wie nichts sonst. Und sehr oft, wenn er im Begriff ist, irgendeine Arbeit im Haus endlich ernsthaft anzu-greifen, aufzusüßeln, befällt ihn plötzlich eine heiße Nervosität und so etwas wie Spott über seine eigene Tun, das ihm gering und lächerlich erscheint.

Und das Sonderbarste und Beträchtliche an al-lem: Brigittes Versuche, seinen deprimierenden Zustand auf möglichst einleuchtende und einfache Weise aufzuklären, versagen diesmal. Denn es ist

nicht wahr, daß ihn, wie sie spöttisch behauptet, nur die übliche Frühjahrsunruhe plagt. Es stimmt auch nicht, daß nur ein innerer Snobismus ihn hin-dere, sich dem fremdgenordenen heimatischen Leben einzufügen. Nein, es ist etwas ganz anderes — nur in Worte zu kleiden ist es nicht, soviel er auch dar-über nachdenkt.

Aber eins macht ihm im Augenblick ehrlüche Freude: sein neu hergerichteter Bootshaus und der elegante Anseher, den er sich angeschafft hat. Jede freie Stunde, die er dem Betrieb dabei ab-stehlen kann, verbringt er nun — obwohl es da draußen noch sehr kühl ist — im Dierfer Bootshaus und mit seinem Boot auf dem Wasser...

Auch heute wieder, nachdem ihn die Mutter mit schenbarer Ungebul und der Begründung „Mana-ken“ find am Puktag nur Nüs am Wein! we-geschickt hat, ist er draußen und streicht den Boots-steg frisch an. Dazu pfeift er lustig eins vor sich hin, und der Wind flurst ihm den Schopf auf wie einem gereizten Kater.

Auf einmal knurrt die Gartentür. Peter schaut sich verblüfft um: Rann — eine Dame? Was will denn die?

Die Dame kommt näher und tut, als sei sie hier durchaus zu Hause. „Oh — streichen Sie schon den Steg an, Herr Meister?“ laßt sie freundlich und streift die langen Handschuhe von den Händen und macht Miene, ins Haus zu gehen.

Peter steht sprachlos und starrt nicht oben sehr geistig hinter ihr her: Was hat die da gelaßt?

Da dreht sich die Fremde noch einmal zu ihm um, betrachtet die Farbe auf der Planke und laßt kritisch: „Wissen möchte ich nur, ob das das Braunn ist, das mein Onkel ausgesucht hat — oder pinseln Sie etwa noch eigenem Geschmack?“

Nun wird es Peter aber doch zu dumm. Ra-gend legt er den Pinsel beiseite, wischt sich flüchtig die Hände an der großen blauen Arbeitsschürze und tritt näher: Wenn die Gnädige nichts dagegen hat, pinselt er freilich nach seinem eigenen Ge-schmack; es handelt sich ja auch um seine eigene Planke, denn wenn die Gnädige nichts dagegen hat,

steht er auf seinem eigenen Grund und Boden, und einen Onkel, der ihm ein schöneres Braun aus-suchen könnte, hat er leider nicht zur Verfügung. Aber immerhin ließe er vielleicht wegen der brau-nen Farbe noch mit sich handeln.

Der Dame ist bei seinen Worten — und mehr noch unter seinem spöttischen Blick — langsam et-ne helle Rote ins Gesicht gestiegen. Nun dreht sie sich blühnell einmal rundum und zieht mit betontem Erschrecken die Schultern hoch: um Gottes willen — da ist sie ja tatsächlich ins falsche Bootshaus ge-raten! Aber diese verfluchten Häuser sehen ja auch eins genau so aus wie das andere... Wie soll man sich da auskennen! Und jetzt muß sie natürlich tau-sendmal um Entschuldigung bitten... „Aber nun sagen Sie mir blos, wo ich denn hingehöre!“ ruft sie dann laudend. „Ich hab“ nämlich auch so ein Haus — aber das einzige, was ich vorläufig von ihm weiß, ist, daß es hier zwischen diesen zwei Krißben liegen muß und daß heute die Anstreicher da sind!“

Peter macht ein ganz ernstes Gesicht: „Es tut mir wirklich außerordentlich leid, gnädige Frau, daß ich nicht Ihr Anstreicher bin — aber nach dem, was Sie vorhin so kritisch über meine braune Farbe lauten, wäre annehmend, daß wir Ihr Bootshaus an der geschmackvolleren Farbfunktion herausfinden müßten. Außerdem: hier ist Num-mer zwölf!“

Die Fremde stoppt mit einer zufriedenen Geste beide Hände in die Taschen ihres Zwetrocks. „Ra-mos — dann sind wir ja Nachbarn! Meins ist Num-mer elf... Und jetzt bitte ich sehr um Verzeihung wegen des Anstreichers — aber wissen Sie: die Schürze da —“ Dann laßt sie auf und streckt Peter mit einer herlich burschikosen Bewegung die Hand hin. „Nichts für ungut also, Herr Nachbar! Und wenn bei mir drüben erst einmal alles in Ordnung ist, müssen Sie meinen unfreiwilligen Intricks-Beluch in Ihrem Bereich freiwillig in dem meinen erwidern! Abgemacht? Oder — wollen Sie mir den „Anstreicher“ nicht vergessen? Männer sind in so was empfindlich — ich weiß!“

(Fortsetzung folgt.)

Sechs Millionen Briefe fliegen über den Atlantik / Zwei Jahre regelmässiger Luftpostverkehr der „Deutschen Lufthansa“ nach Südamerika

Am 3. Februar 1934 verließ das erste planmäßige Postflugzeug der „Lufthansa“ Deutschland zum Flug nach Südamerika. Seitdem sind zwei Jahre vergangen, in denen die „Deutsche Lufthansa“ zunächst alle vierzehn Tage, seit Mitte 1934 in jeder Woche einmal den Atlantik zwischen Europa und Südamerika und umgekehrt 143 mal überflogen hat. Betrug die Flugzeit von Stuttgart bis Buenos Aires zunächst fünf Tage, so seit Durchführung des beschleunigten Dienstes nur 3 1/2 Tage oder 85 Stunden.

Tag- und Nachtflug über dem Ozean

Diese Beschleunigung wurde möglich, nachdem die praktischen Erfahrungen mit allen technischen Einrichtungen so weit fortgeschritten waren, daß auf dieser schwierigen Flugstrecke ununterbrochen Tag und Nacht durchgeflogen werden konnte. Dieser beschleunigte Dienst besteht seit dem 30. März 1935. An jedem Donnerstag früh verlassen die Anschlußflugzeuge Stuttgart zum Flug nach Sevilla. Hier werden die schnellsten Verkehrsflugzeuge, die Heinkel „He 70“ und seit kurzer Zeit auch die zweimotorige Heinkel „He 111“ verwendet, die Reisegeschwindigkeiten von etwa 300 Kilometerstunden erreichen.

Mit der „He 52“ geht es weiter über den Atlantik nach Las Palmas und von dort nach Bathurst, nach Afrika. Auf diesem Streckenabschnitt fliegt die Post durch die erste Nacht. Die Landung in Bathurst erfolgt in völliger Dunkelheit. Sofort wird die eingetroffene Post von einer Barfasse am Bord der im Gambiafluß liegenden „Schwaben-

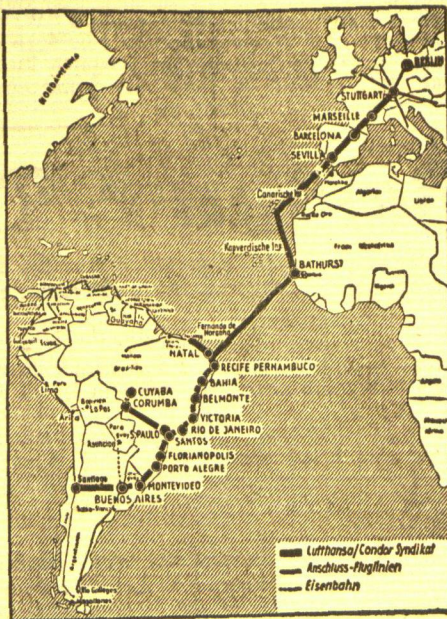
land“, der schwimmenden Flughafen-Insel, gebracht und in den auf dem Schleuderschiffen ruhenden Dornier-Wal verladen. Während dieser Arbeit hat das Motorschiff sein Heck in den Wind gedreht und läuft langsam rückwärts gegen Brise oder Sturm. Diese Dunkelheit umfängt die Befahrung, wenn das Startzeichen gegeben und der Lufthansa-Wal in die Nacht geschossen wird. Eine Entfernung von 3050 Kilometern liegt vor der Befahrung. Noch bevor der Äquator erreicht ist, wird es hell. Nach wechelt es hier von der Dunkelheit zum hellen Tage. Bald wird in Funkverbindung mit der vor Natal in Brasilien liegenden „Westfalen“ getreten, die nachher auf dem Rückfluge abfliegen muß und den westlichen Abschnitt der Ozeanstrecke zu sichern hat.

Anschließend läuft das Dornier-Flugboot auf den Sand am Strande von Natal, die BMW-Motoren haben wieder einmal den weiten Weg von Afrika nach Amerika geschafft. — 14 1/2 Stunden bis 18 Stunden dauert der Flug quer über das große Wasser. — Gila wird wieder die Post umgeladen, jetzt in eine „He 52“ mit Schwimmern versehen, die der ganzen brasilianischen Küste nach Süden folgend bis Buenos Aires zu fliegen hat. Abermals gilt es, 4795 Kilometer über den Atlantik zu fliegen, und bald kommt auch dieses Flugzeug in die Nachtkunden. Rio de Janeiro, Brasiliens Hauptstadt, ist etwa die Hälfte dieser wechsellastigen Küstentrecke. Mit der Landung in Montevideo wird Uruguay berührt und bald darauf ist auch Buenos Aires und damit der südlichste Staat Amerikas, Argentinien, in Sicht gekommen.

Etwa 14 000 Kilometer in 85 Stunden — gleich 3 1/2 Tage — sind zurückgelegt. Doch einer der schwierigsten Streckenabschnitte ist noch zurückzulegen, wenn auch die Entfernung Buenos Aires—Santiago in Chile nur 1300 Kilometer beträgt.

1,3 Millionen Kilometer über dem Ozean

Vor Betrachtung der Hochgebirgslinie sei auf die Leistungen kurz eingegangen, die allein auf den Ozeanstreckenabschnitten erreicht werden konnten. Allein im regelmäßigen Luftpostdienst, das heißt auf den 143 Flügen in zwei Jahren, wurden bisher von den deutschen Flugzeugen 1 300 000 Kilometer über dem Atlantischen Ozean geflogen; denn man muß berücksichtigen, daß die Flugzeuge dieser schwierigen Luftpoststrecke bereits an der spanischen Küste das Festland verlassen, um über 3500 Kilometer nach Bathurst zu fliegen. Dieser Weg führt zwar nicht quer über den Ozean, immerhin bleibt das Flugzeug aber stets über dem Atlantik, oft mehrere 100 Kilometer von der Küste entfernt. Betrachtet man den Streckenabschnitt Bathurst—Natal allein, also nur den Weg quer über den Ozean hinweg, dann wurden hier auf dieser Strecke weit mehr als 400 000 Kilometer zurückgelegt. Berücksichtigt man, daß noch vor kurzer Zeit einzelne, einmalige Ozeanflüge als besondere fliegerische Leistung in der Presse erwähnt wurden, auch noch als dieser erste und stets regelmäßige Atlantikluftverkehr der „Lufthansa“ schon eingerichtet war, dann kann man erst ermessen, welche Bedeutung diesem Dienst zukommt, der ungeachtet aller



Witterungsverhältnisse, ungeachtet der Tages- und Jahreszeiten stets planmäßig abgewickelt werden mußte und abgewickelt wurde.

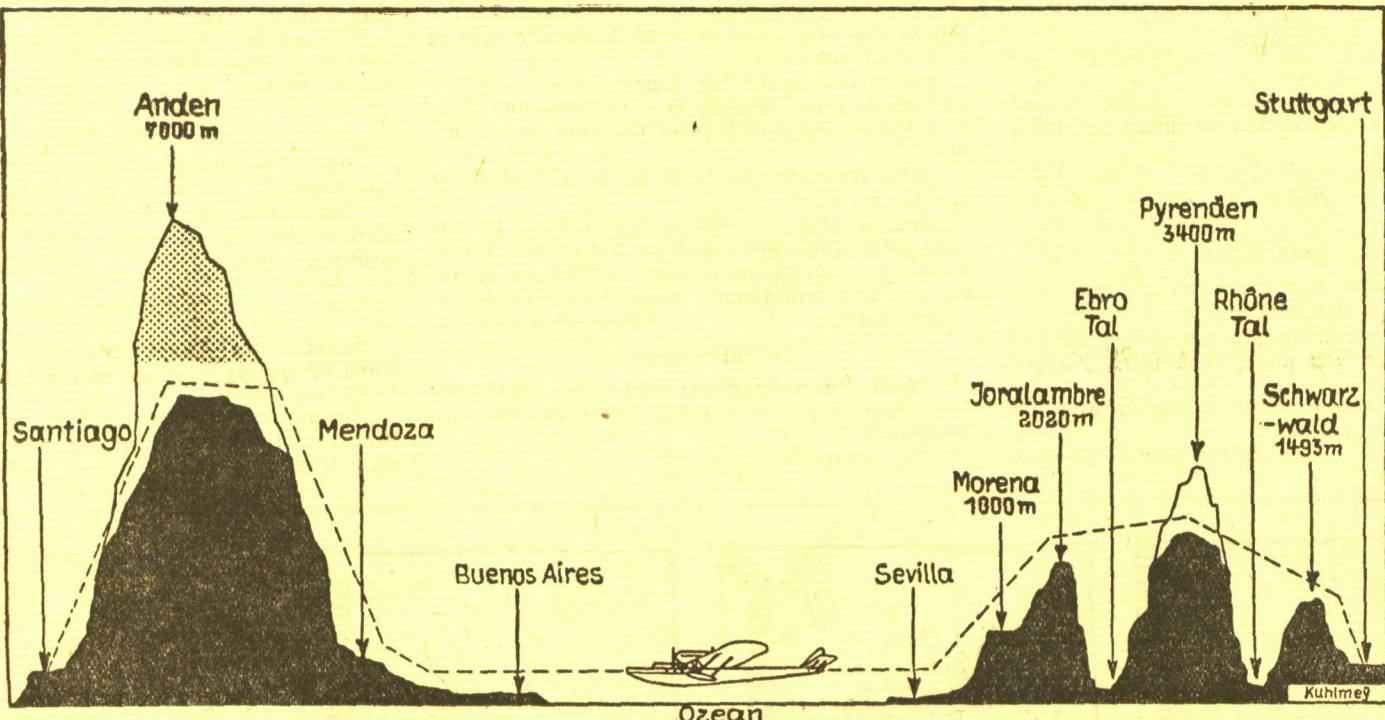
68 Grad Temperaturen-Unterschied

Von Buenos Aires bis Santiago in Chile, dem Küstenland am Stillen Ozean, im Südwesten des amerikanischen Kontinents, führt der Flugweg über das höchste Gebirgsmassiv der Welt, über die Anden. In Mendoza, dicht vor dem schroffen bis auf über 7000 Meter hoch aufsteigendem Gebirge, wird noch eine Zwischenlandung vorgenommen. Darauf startet die „He 52“, die auf dem letzten Streckenabschnitt wieder als Landflugzeug mit Rädern versehen, eingesetzt ist, zum Flug über dieses höchste Hindernis. Der Mitteleuropäer kann sich nur schwer eine Vorstellung von der Wildheit und Schroffheit der Anden machen. Herrschten noch vor kurzer Zeit 40 Grad Wärme, so sinkt jetzt die Temperatur rasch tiefer und tiefer in dem steil mit dem Aufwinden emporsteigenden Flugzeug. Wilde Wolkenformationen ballen sich empor, und Böen von bei uns unbekannter Heftigkeit packen die Maschine, die dicht an den Gipfeln des 7263 Meter hohen Aconcagua und des 6800 Meter hohen Tupungato vorbei ziehen muß.

Das Fliegen in diesen Gegenden, in denen alles das, was wir hier in Europa unter dem Begriff Flugführung verstehen, noch in den ersten Anfängen steht, ist unvergleichlich schwerer und mühevoller. Flugkapitän K. H. Landt und sein Funker Friedl, die zusammen diese Strecke eröffneten und bis heute noch befliegen, haben hier durch die von ihnen erstellte Regelmäßigkeit eine fliegerische Pionierarbeit geleistet, die sich würdig an die reichte, die auf den anderen Streckenabschnitten geleistet werden konnte. — Ist dann dieses steil emporstrebende Hindernis, diese gewaltigste natürliche Schranke der Erde überwunden, dann geht es hinüber nach Chile, in das Land, auf der anderen Seite des „Erdballes“, betrachtet man die große vom Norden nach Süden verlaufende Scheidewand der Cordilleren oder Anden als natürliche Scheidewand zwischen Ost und West. Santiago, der Endpunkt der 15 300 Kilometer langen Strecke, die allwöchentlich von deutschen Flugzeugen bewältigt wird, ist erreicht.

Kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung

Während fast alle bisher eingerichteten großen Weltfluglinien zuerst politische Aufgaben zu erfüllen hatten und kolonialen Interessen dienten, hat die „Lufthansa“ hier eine Luftpoststrecke ge-



Höhenunterschiede der Erdoberfläche auf der deutschen Luftpoststrecke Stuttgart—Santiago

Kleine memelländische Dorfchronik

Ewiger Schaktarp — Lob der Unsauberkeit oder: Warum starben die silbernen Meerschweinchen? — Die freundlichen Brüder

Das ist kein Kerl, dieser Winter, der matt und fade vor sich hindöst und in diesem schneidigen Zeitalter zu windelweichen Kompromissen neigt. Nun ja, man muß schon schimpfen! Wenn in Ungarn die Rosen blühen und die jungen Mädchen in düstigen Frühlingsschleichen Erdbeeren pflücken, so ist das vielleicht ein Gastnachtscherz von diesem alten Gefellen. Dem Winter nämlich. Aber hier bei uns hat er ordentlich zu sein in unserer nordischen Heimat und einem nicht die Freude am Grog zu vergällen.

Hat zu sein! Ist aber nicht und ärgert uns mit Nebel, Dunst, häufigem Regen und dann und wann mit ein paar Grad Schneefrost, die ihn am Tag wieder leid zu tun scheinen. Woher das kommt? Du lieber Himmel, es gibt viele Mutmaßungen! Daß sich die Erdbälle gefnickt haben soll und der Golfstrom abwechselungshalber eine andere Richtung eingeschlagen hat, ist uns hier egal. Nicht aber, was die alte Jodeffische sagt, der man im Dorf glaubt. „Von die viele Radios!“ schimpft sie und hebt drohend wie eine uralte, heidnische Beschwörerin ihren Stoch, der nun wie ein Zauberstab aussieht. Es ist nämlich ein knorriger Kaddidast und gewunden wie eine Schlange. „Die Luft ist ganz voll Ruffel und voll dämlichen Redereien — wo sollen da die Schneeflocken noch Platz haben? Im Winter kommt der Schnee nicht durch, im Sommer können die Sonnenstrahlen nicht durch, wie wir im vorigen Jahre gesehen haben!“

Das ist die Theorie der alten Jodeffischen, und weil sie sehr schreit, während sie diese verkündet, so wird sie wohl richtig sein. Ja, wo sollen die Schneeflocken Platz haben, das fragen wir uns auch. Es ist wohl möglich, daß sie bei den feurigen Tönen der Liebes- und Tanzweisen aller Sender

Europas schon zerschmelzen, bevor sie auf unsere arme Erde kommen, die ein bißchen Festigkeit, Weiße und Reinlichkeit so nötig hätte.

Unbeschadet dieser Theorie tröpfelt es von den Werten, die Luft ist lau, und die Knospen überlegen sich, ob sie nicht aufblühen sollen. Beim Gang über die Felder guckt man unwillkürlich in den dunstigen Himmel, ob die Vögelchen nicht irgendwo singen. Die weiten Wiesen wechseln dauernd zwischen schmutzigem Wasser und dünnem, dazu sehr morphem Eis. Ewiger Schaktarp!

Auf der Chaussee fährt der eine mit dem Schlitten, der andere mit dem Wagen, je nachdem der eine an den Winter glaubt und der andere an den Frühling. In Wirklichkeit macht es mit beiden keine Freude. Fünzig Schritte aufgeweckter Kiesel, dann etwas Schnee, dann durch rauschendes Wasser, das den Pferden bis an die Ohren spritzt und die eisernen Schlittenkufen, die über glatte Kopfsteine gezerrt werden, zu singendem Geföhne preßt, dann über eine Eischolle, dann wieder durch Sand. Für Abwechslung ist gesorgt.

Vor dem Wasser steht ein Frauchen auf Schlorren und bittet jeden Schlitten: „Nehmen Sie mich doch mit.“ Aber niemand erhört ihren Wunsch, denn die Pferde zwingen den Schlitten schon sowieso nicht über die Steine zu ziehen, und eine Person von so kugelrunden Formen wie dieses Frauchen, ist eine erhebliche Belastung. Die Stränge könnten reißen. „Was geht jetzt im Hochwasser auf Holz-pantinen spazieren“, schreit ihr ein Bauer zu und haut auf die Pferde ein. Da hebt sie die Röcke hoch und watet auf Strümpfen durch das knietiefe Wasser. Die kostbaren Holzschlorren hält sie in der Hand — damit sie nicht nass werden —

An den Rändern der Ströme und überschwemm-

ten Wiesen werden Heldentaten im Kampf um das Grog ausgeübt. Große Heuhaufen stehen seit der Ernte da und warten auf einen harten Winter, um auf Schlitten verladen und abgeholt zu werden. Einen Teil hat das Hochwasser vernichtet, der andere ist aber nur unter Lebensgefahr zu bergen. Bald sinkt das Pferd ein, dann halten es die Bauernleute an Kopf und Schwanz notdürftig über Wasser, bald bricht der Schlitten durch, dann weiß der brave Gaul, was er zu tun hat. So hilft man sich gegenseitig. Hier gerät eine Frau unter das Pferd, dort zerbricht der Schlitten und der Gaul wird halblebendig herausgezogen. Solche Geschichten hört man, und es ist ein Wunder, daß nicht schlimmere Geschichten mit den Fischern und den Wiesenbauern in diesem ewigen Schaktarp —

Ja, auch das muß mal gesagt werden, daß die Unsauberkeit nötig ist. Es braucht nicht gerade handbreiter Schmutz zu sein, der hier gelobt werden soll, nein, sondern nur ein bißchen Nachlässigkeit, Durcheinander, Chaos. Eine Art Boheme, Niederlichkeit, Nonchalance, oder wie man es sonst nennen wollte, gut für Kinder und Kagen zum Spielen und für Erwachsene zur Gemütlichkeit. Nicht gerade Zigeunertum, polnische Wirtschaft oder gar ein Sausall, der ausgemittelt werden muß, um es deutlich zu sagen. Nichts von alledem. Auf die feine Mischung kommt es an.

Es ist unerträglich, wenn man das, was man sucht, gleich immer findet. Es ist unerträglich, daß man alles geordnet an seinem Platz weiß, und daß nichts außerhalb dieser Ordnung mehr erwartet werden darf. Ordnung macht das Leben fade, glatt und zerstört jede Lust am Abenteuer. Sie tötet alle Ueberraschungen, noch bevor sie geboren sind, und drängt zur Schwermut. Sie schafft das Unbehagen in unserer Kultur, wogegen manchmal nicht einmal Grog hilft. O es ließe sich noch vieles sagen gegen die verfluchte Reinlichkeit und Ordnung. Aber wozu? Wird sie abzuschießen sein?

Unsauberkeit ist gesund. Das ist durch medizinische

nische Versuche einwandfrei bewiesen. Ein ganz Schlauer sperrte ein Meerschweinchen in einen silbernen Käfig und ein anderes in ein hölzernes Gestell. Die silbernen Meerschweinchen bekamen täglich vitaminreiche, genau abgemessene Nahrungsmengen zugeteilt, und den hölzernen warf man vor, was in Küche und Keller so übrig blieb. Der Käfig der silbernen wurde täglich gereinigt, mit Atta gepulvt und voll frische Luft gepumpt. Die hölzernen aber lagen mottig und warm in ihrem Dreck. Was geschah? Die silbernen wurden von Tag zu Tag elender, ließen Ohren und Schwänze hängen und gingen ein an übergroßer Reinlichkeit. Die anderen wurden dick und drall, bekamen Schnurrbärte wie die Rüssler und fragten vor Lebenslust fast die Holzstäbe ihres Gefängnisses auf. Demzufolge hatten sie auch eine reiche Nachkommenschaft, und man kann ihre Geschichte mit den Märchenworten schließen: Sie wurden alt und hochbetagt, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute!

Und jeder will doch leben, nicht wahr? Und darum lobe ich mir die Unsauberkeit und pfeif auf die Ordnung. Was geben einem die glattelederten Dreizimmerwohnungen im zweiten Stoch? Alles steht gerade, geschneigelt und gebügelt da und demonstriert die reinste Keuschheit. Was haben die Kinder davon, die nichts anfassen dürfen und ohne Klusion und Phantasie ihr kleines, enges Leben wie allzu-dünne Tee genießen?

Auf in den Bauernhof! Da können sich Kagen, Hunde, Hühner und Kinder unbekümmert in Gärten, Hof, Stall und Speicher zwischen Säcken und Ästen, Schlitten, Wagen und Geräten ein nicht sehr sauberes, aber unbekümmertes und sehr lebendiges Dasein schaffen. Alles kann angefaßt, berochen und betastet werden. Mit jedem Ding kann man was tun. Wie herrlich ist es in der Schmiede, beim Tischler, auf der Mühle! Überall gibt es was zu finden. Die Böden und Keller sind romantisch voll-gestellt, in den Nächten kann man hier das Gruseln und das Grauen lernen.

So ist das hier. Wenig Ordnung, wenig Sa-

schaffen, die sich niemals auf eigene Kolonien stützen konnte. Trotzdem gelang es der „Deutschen Luftfahrt“, diesen Dienst über drei Erdteile, acht verschiedene Länder, den Atlantik und die Anden hinweg einzurichten, um mit dieser Strecke Deutschland und der gesamten zivilisierten Welt einen Schnellverkehr zu schaffen, der für den Handel und Wandel zwischen Europa und Amerika sehr rasch größte Bedeutung erlangen konnte. Das beweist die Tatsache, daß bisher, also in etwa zwei Jahren, auf 143 Flügen etwa 6 Millionen Leichtebriefe von je 5 Gramm Gewicht befördert wurden. Trotz der Verdichtung des Dienstes stieg die Menge der jeweils an Bord der Flugzeuge ge-

nommenen Postmengen stetig, und bewies damit am besten, daß hier eine Arbeit von kultureller und wirtschaftlicher Bedeutung geleistet wird, die dem Allgemeinwohl und lediglich der gegen seitigen Annäherung der Völker dient. Dieser Erfolge ist der schönste Dank für alle die Männer, die an dem Aufbau und an der Durchführung dieser schwierigsten Flugstrecke mitarbeiten konnten an der Luftpoststrecke Deutschland-Öste, die von Europa bis an die Küste des Großen Ozeans über 15300 Kilometer in rund 110 Stunden führt und auf der nicht nur der Ozean, sondern auch der höchste Gebirgszug der Welt Woche für Woche überwunden wird!

Berliner Tagebuch

Kranker Mann in der Charité — Vor der Schwelle des Glücks gestorben — Armer Regentropfendichter! — Willys fünfundsiebzigster — Adeles Schwester — Abends bei den Ringern

Berlin, im Februar.

Dienstag mittag kommt ein machablicher und dennoch fiebergelblicher junger Mann in die Charité.

Er klagt über unbeschreibliche Kopfschmerzen. Erzählt dem diensttuenden Arzt, daß ihm vom Kriege her noch ein Granatsplitter im Kopfe stecke.

„Sind Sie in einer Krankenfasse?“

„Nein.“

„Können Sie die Behandlung selbst bezahlen?“ „Ich besitze keinen Pfennig.“ Das ist die laute Wahrheit. Als dann das übliche Befragungsverzeichnis aufgenommen wird, zeigt sich, daß der Kranke nicht einen Pfennig, nicht eine Zigarette, nicht irgendein Wertstück sein eigen nennt.

„Haben Sie keine Sorge, wir müssen nur der Ordnung halber so fragen. Sie werden trotzdem auf das Sorgsamste behandelt.“

Aber auch die höchste ärztliche Kunst kann hier nichts mehr retten. Nach zehn Stunden später ist der Kranke erloschen. Armer, fremder Mann! Niemand mußte in der Charité, daß hier der im Augenblick meistgelungene Dichter Mitteleuropas ein tragisch-frühes Ende, unmittelbar vor der Schwelle irdischen Glücks gefunden hatte. Josef Hochleitner hieß der Tote, als Schauspieler, zur Zeit stillungslos, hatte er in das Aufnahmejournal der Charité Eingang gefunden und er alit hinüber in die Musik der himmlischen Sphären als der Berliner Rundfunk gerade wieder einmal die „Regentropfen“ sendete, die Josef Hochleitner gedichtet hat und die sich zur Zeit eine Popularität auf dem ganzen Erdball erworben haben, wie kein Lied in den letzten fünfzehn Jahren. Gerade war die Uebersetzung in der fünf-achten Sprache herausgekommen.

Josef Hochleitner lebte seit fast zwei Jahren in Berlin. Er war einer von den Deiterreichern, die wegen ihrer nationalsozialistischen Betätigung ihre Heimat verlassen mußten. An der Spree gelang es ihm, manchmal da und dort kleine Rollen an den Theatern zu bekommen. Zuletzt wirkte er für 2 Mark pro Tag im Deutschen Theater mit. Dazwischen schrieb er kleine, zärtliche Lieder, die junge Berliner Komponisten in Töne setzten. Durch Zufall geriet er an den Komponisten Emil Palm, der der Schwaiger des erfolgreichen rheinischen поэта laureatus Willy Ostermann ist. Vorigen Sommer sahen Hochleitner und Palm in garnicht außer Pame in Palms Wohnung zusammen, weil es ihnen nicht zum besten ging. Draußen regnete es, die Tropfen klopften an die Scheiben, im Munde Hochleitners formten sich die Worte „Regentropfen, die an mein Fenster klopfen“. Als er sie leise vor sich hin sprach, zündeten sie sofort in der Musikantenseele seines Gegenübers, der sich ans Klavier setzte und das Klangbild der klopfenden Tropfen nachzuformen versuchte. So entstand Wort um Wort, Ton um Ton das Lied, für das sich auch bald ein junger Verlag interessierte, der mit einem bescheidenen Vorschuss heransprach. Bald darauf traten die „Regentropfen“ ihren Siegeszug an. Eines Tages lieferten sie noch die Basis für den aktuellsten politischen Witz, als im Repertoire des Berliner Europa-hauses ein Komiker im Hinblick auf die Bedeutung der Regenzeit für den abessinischen Feldzug die „Regentropfen“ zur abessinischen Nationalhymne ernannte. Im Nu lief der Witz über alle Kabarets, Varietés und Operettenbühnen.

Und dennoch führte der Verfasser des erfolgreichsten Schlagers ein bitteres Hungerdasein. Die Gelder für den Erfolg gehen ja erst viel später ein. Der Musikantenhandel rechnet verkaufte Noten erst

nach einem Viertel- oder halben Jahr ab. Die „Stagma“, die die Aufführungsrechte der Tonseker für den Vortrag ihrer Werke in Cafés, Bars und öffentlichen Vergnügungsorten überwacht und kassiert, rechnet erst nach Jahresfrist ab. Josef Hochleitner hätte noch eine ganze Weile warten müssen, ehe ihm sein Lied zinkte. Inzwischen schrieb er hoffnungsvoll neue Lieder. „Liedes Schwalbe, flieg!“ begannen andere, zärtliche Strophen, über denen auch ein Verhängnis zu walten scheint. Sie wurden von der schönen Sängerin Hilde Seipp im Berliner „Wintergarten“ unter ungeheurer Erfolge zum ersten Mal gesungen — bald darauf erkrankte die Sängerin, mußte ihre Engagements absagen und

Heitere Ecke

Wiedersehen

„Du hast dich also wirklich mit diesem Mädchen verheiratet?“

„Ja, zuerst wollten wir eigentlich nur gute Freunde bleiben, aber dann haben wir unsere Meinung geändert!“ (Zor Alle)

Je nachdem

Der Kunde steht prüfend vor einem Paden Strumpf.

„Unzerreißbar!“ lobt der Geschäftsführer und ruft einen Angestellten herbei.

„Herr Vorens, ziehen Sie mal ganz fest oben und unten an einem Strumpf und versuchen Sie, ihn zu zerreißen!“

Der Angestellte steht unschlüssig da und flüstert seinem Chef zu: „Wollen wir laufen oder verkaufen?“ (Schweizer Illustrierte)

Sonst nichts

Seiffert besuchte seinen Freund Kunze, dem es finanziell sichtlich sehr schlecht geht.

„Hilft Ihnen denn Ihr Schwiegervater, der Verleger, gar nicht? Der gibt doch mehrere Zeitschriften heraus?“

„Ja“, sagte Kunze mutlos, „das ist aber auch alles, was er herausgibt!“ (Allers Familie Journal)

kämpft jetzt noch einen schweren Kampf auf dem Krankenlager.

In der kleinen Kapelle des katholischen Friedhofs erlangen noch einmal die „Regentropfen“, als man ihren Dichter hinaus in sein winterlich kaltes Grab trug.

Gestern gab es in der Leibniz-Straße Blumen, Torten, Geschenke ohne Zahl. Berühmte Schauspieler führten vor, große Theaterleiter, Filmregisseure. „Willy“ wurde 75 Jahre alt, und da strömte alles herbei, was „Willy“ ehrt, weil er so treu für „Dilly“ sorgte. „Willy“ ist indessen kein er und heißt richtig Wilhelmine. Und Dilly heißt richtig Adele, richtig Wilhelmine. Es handelt sich also um ein Familienereignis im Hause der populärsten Filmchauspielerin deutscher Zunge. Ohne Wilhelmine ist Adele nicht denkbar. Wenn Adele früh in die Filmateliers fährt, wenn sie im Jupiterlicht steht — immer muß Wilhelmine dabei sein. Sie begleitet Adele zu den Proben ins Theater. Sie sitzt in ihrer Garderobe, sie führt die Verhandlungen mit Agenten, Direktoren und Reportern. Eventuell könnte sie auch Adeles Rollen spielen, wenn sie auch von Natur viel zarter und zierlicher ausgestattet ist. Beide Schwestern, die früh zum Theater gegangen waren, sprachen in ihrer Jugend Matenblüte dem Burgtheaterdirektor Willbrandt vor. Selbstam, bei diesem Probensprechen fiel Adele durch und Wilhelmine wurde aus Burgtheater verpflichtet. Erst viel später kam auch Adele ans Burgtheater. Jahrzehnte später, als ihre Burgtheaterzeit vorüber war, kam Adele mit der Schwester nach Berlin. Eines Tages entdeckte ein spekulativer Direktor in Adele, der einstigen Heroine, die komische Adele. Die wurde zur Goldader, als der Tonfilm kam, der es erlaubte, den Generalstab von Adele allen Theaterbesuchern zu Gehör zu bringen und damit ihre komische Wirkung ungeheuer zu steigern. Adele

kam in Konjunktur, kriegte enorm zu tun und nun erhielt ihre Schwester die schönste Rolle ihres Lebens: Betreuerin, Sekretärin, Begleiterin ihrer berühmten Schwester zu sein, was gewiß keine ganz einfache Aufgabe ist. Namentlich in den letzten Jahren, seitdem Adele sehr gepflegt werden muß, weil sie es etwas mit dem schlimmen Zucker hat.

Aber zur Feier von „Willys“ 75. Geburtstag leisteten sich die beiden Alten doch etwas „Extras“. Sie gingen zu den ... Ringkämpfen in den Zirkus Busch. Da trifft man jeden Abend in den Reihen der Größen der Berliner Kunst, sofern sie nicht gerade selber auf den Brettern stehen. Werner Albers sind treue Ringkampfgäste. Albers geht meistens mit Pola Negri zu einem gemeinsamen Tonsfilm ins Atelier, wenn Pola Negri ihr Märchenengagement in der Berliner Scala hinter sich hat. Auch Michael Bohnen ist ständiger Ringkampfgast und man weiß nicht, interessieren ihn und seine Bühnenkollegen mehr die Kämpfe auf der Matte oder der üppig ins Kraut schießende Sumor der Besucher, der ja ein Theater für sich ist. „Mein ich jetzt den Kopf ab!“ brüllt jemand von der Galerie, wenn es einem Ringkämpfer gelungen ist, den Gegner „Unten Arm“ zu nehmen.

Wenn diese Ringkämpfe zu Ende gehen, wird der Zirkus Busch abgerissen. Berlin, das früher zwei ständige Zirkusse ernährte, besitzt dann kein ständiges zirkusspezifisches Unternehmen mehr. Dafür haben wir 359 Lichtspieltheater.

Der Berliner Witz.

Washington, 7. Februar. Der Vorsitzende des Marineauschusses des Repräsentantenhauses brachte drei vom Marineminister beauftragte Vorschläge ein, die ein weitgehendes Modernisierungsprogramm der Marineflotte vorzulegen, einschließlich des Neubaus von Kriegsschiffen in Stärke von insgesamt 221 000 Tonnen.

Wie man's macht

Heidepriems eheliches Leben war nicht gerade ein Paradies. Immer stand das Barometer auf Sturm. Kindermanns Ehe dagegen war friedvoll wie der Garten Eden. Immer herrschte jener sanfte Glückszustand, den man sonst nur in billigen Romanen findet. Heidepriem war durchaus nicht zufrieden mit seinem Los. „Wie machst du das bloß?“ fragte er seinen Freund. „Deine Frau ist stets gut gelaunt, während meine schlimmer als ein Reißbrett ist!“

„Sehr einfach“, antwortete Kindermann, „ich bin immer noch verliebt in mein Weibchen und küsse sie auch dann und wann!“

Heidepriem wollte sich danach richten. Als er nach Hause kam, umarmte er seine Frau und küßte sie herzlich. Da fing sie aber bitterlich an zu weinen.

„Aber Kindchen, was hast du denn?“ fragte er ziemlich verwirrt.

„Ach, Konrad“, jammerte sie, „heute geht auch alles schief! Heute morgen ist die Kaffeekanne kaputt gegangen ... heute mittag hat das Mädchen gekündigt ... und nun kommst du auch noch betrunken nach Hause!“ (Svenska Dagbladet)

Instruktionsstunde

Schulze, antworten Sie mir! Was muß der sein, dem alle militärischen Zeichenparaden zu kommen?“

„Tot, Herr Unteroffizier!“

Die ganze Klasse

Es war dem Lehrer nicht geglückt, herauszukommen, wer zum dritten Male Knallerbsen auf seinen Stuhl gelegt und das Tintenfaß mit Wasser gefüllt hatte. Darum faßte er den Entschluß, die ganze Klasse zu bestrafen. Einer nach dem anderen mußte zu ihm kommen, wurde übers Knie gelegt und erhielt seine drei Schläge mit dem Rohrstock. Als die Reihe schließlich an den letzten kam, wollte es der Lehrer noch einmal versuchen und ermahnte den Jungen: „Wenn du mir sagst, wer es getan hat, sollst du ohne Strafe ausgehen!“

Mit einem tiefen besessenen Seufzer der Erleichterung sagte Erwin: „Also, Herr Lehrer ... ich bin es gewesen!“ (Oslo Illustrerte)

Der Gast bestellt

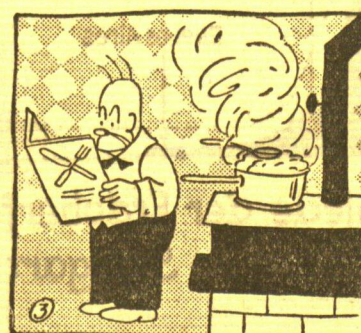
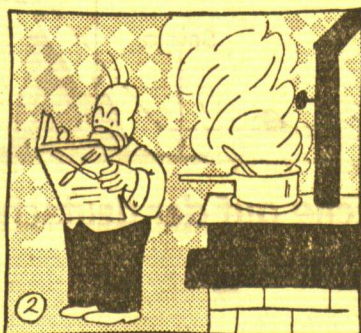
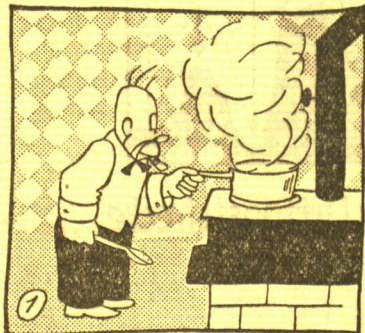
„Herr Ober, bringen Sie mir eine Tasse Kaffee ohne Kuchen!“

„Verzeihung, mein Herr, der Kuchen ist ausverkauft — aber darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee ohne Brötchen bringen?“ (Reftur)

Landstraßengespräch

Erster Landstreicher: „Vor einem Hause traf ich einen Hund, der so zahm war, daß er mir aus der Hand fraß.“

Zweiter Landstreicher: „Ja, ja, Glück muß man haben! Ich traf neulich einen, der mir aus dem Bein fraß.“ (Chicago Journal)



Adamson will selbst sein Essen machen

berkeit, nichts Blattgelecktes und Geböhnertes — aber viel Lebendigkeit. Ja, und darum mußte mal gesagt werden, daß Unfaulerkeit nötig ist. Sie soll leben!

*

Jeder Mensch hat einen Bruder, (oder könnte einen haben) was auch von dem Bauern Trojahn zu sagen ist. Er wohnte im Süden des Memelgebietes, der Bruder aber, den er hatte, im Norden. Nun sollte man nicht glauben, daß im Süden unter ewig blauem Himmel Apfelsinen wachsen und halbbekleidete, braungebrannte Memelländerinnen auf riesigen Plantagen Baumwolle zupften oder Kaffee sammelten. Im Gegenteil, sie sind mit Baumwolle allzusehr bekleidet — sieben Unterröde — und was den Kaffee anbetrifft, so trinken sie ihn gern, dazu Eierkognat und Kuch mit Liebe. Ebenso sollte man nicht glauben, daß im Norden nur Eisfischer wären. Nein, die Spannungen in unserer Heimat sind nicht so groß, wenigstens nicht, was die Landschaft anbetrifft. Im Norden wie im Süden herrscht einträglicher Schaktarp und wird Grog getrunken à la „Num muk, Zucker kann, Wasser brauch nich.“

Die beiden Brüder haben sich, wie es so ist, selten gesehen. Per Bahn zu fahren, das kostet zuviel Geld, und mit dem Wagen vom Südpol bis zum Nordpol zu schweifen, dazu tun ihnen, weil sie richtige Bauern sind, die Pferdchens zu leid. Bließ also nur das Briefeschreiben, was keines Menschen Freude sein kann.

Und so hörten die beiden von einander nur, wenn bei einem oder dem anderen ein Kind geboren war, und als dieses immer häufiger vorkam, auch da nicht mal mehr. Ferner, wenn eine Tante oder Großmutter starb oder sonstige Familienereignisse zur Mitteilung drängten. Der nordische Bruder, der recht dürftig eingezogen hatte und einige Ge-

schwister der Frau auszuwählen hatte, ließ ab und zu auch dann von sich hören, wenn er Geld brauchte und die Hypothekenzinsen ihm die Nachtruhe raubten. Denn der südlische Befehl auf den lehmigen Höhen des Kreises Pögegen ein Bauerngut, das sich sehen lassen konnte und das ihm selbst in diesen launigen Zeiten noch gestattete, die Zigarre im linken Mundwinkel zu tragen und die bestiekelten Beine oft und lange unter den Tisch des Gastwirts zu stecken.

So war das mit den Brüdern, als eines Tages etwas Außerordentliches geschah. Dem Pögegener brachte der Postbote einen dicken Brief, einen Brief vom Bruder. Er setzte sich überrascht und mit gemischten Gefühlen aufs Sofa, während das Mädchen gerade den Tisch zu Mittag deckte.

Was war denn das? Vier Seiten langsam und deutlich beschrieben? Gab es etwas bei seinem Bruder? Nicht mehr so eilig hingehauen in den Krallen eines sanguinischen Temperamentes. Die Schriftzüge wiesen eine erhabene Ruhe auf, und vor allem verrieten sie Zeit, fürstlich viel Zeit. Soviel Zeit gab es im ganzen Memelgebiet nicht mehr. Vier Seiten Aktenformat und alles wie gestochen!

Was aber stand in dem seltsamen Brief? Zunächst war in aller Deutlichkeit vom Wetter berichtet, als ob es in Pögegen viel anders wäre. Natürlich, verfluchter Winter! Dann von den Saaten, die infolge des unbeständigen Wechfels gelitten hätten, und von der neu erbauten Scheune, die sich prächtig machte und dem ganzen Grundstück eine unverkennbare Würde verliehe. Nun kommen die Pferde ran, die Kühe, von denen einige gut gefalbt hatten, und das Gland mit dem Verkauf des Bullen. Im Anschluß daran fanden sich einige zärtliche Worte für die Kinder, die gesund und munter seien und sich auf die Zahl sieben endgültig festgelegt hätten. Ganz am Ende aber schrieb er von seiner

Frau, die sich noch leidlich mache und der Wirtschaft mit der alten Tüchtigkeit vorstehe. Zwischen den Zeilen lag eine große Zärtlichkeit für den älteren, vom Schicksal so begünstigten Bruder.

Den Bauer Trojahn aber verfehlte dieser gemütvollen Brief in eine starke Erregung. Vergebens suchte er nach einem Sinn des Briefes, nach einem fahbaren Grund, weswegen er geschrieben war. Die Pferde, die Kühe, die neue Scheune — zum Teufel, das mußte er ja! Was wollte er nur? Kein Kind geboren? Niemand gestorben? Geld brauchte er auch nicht? Mein Gott, dahinter mußte etwas Furchtbares stecken! Mit zitternden Händen faltete er den langen Brief zu und steckte ihn in den Umschlag.

„Was hast du denn?“ fragte die Frau und goß ihm die Erbsenluppe ein. Er rührte keinen Löffel an. Das war nicht zum Aushalten. Der arme Bruder! Welch ein Unglück mochte ihn betroffen haben? Sonst schrieb er kurz und eilig, und man wußte, was er wollte. Daß er nichts wollte — und doch schrieb, das war das Furchtbare, das Unverständliche. Die große Ruhe seines Briefes, die Länge, die unbegreifliche Deutlichkeit — nein, das alles wies auf etwas Verstecktes. Vielleicht wollte er so deutlich nicht sagen, weil es um ihn stand.

„Braucht er Geld?“ fragte die Frau noch ganz verflüchtigt, als alle Möglichkeiten der Deutung erschöpft waren. „Nein, eben nicht!“

Obne das Mittagessen anzurühren, lief er ans Telefon. Sein Bruder hatte keines, aber man konnte ihn ja zum Amtsvorsteher herüberrufen lassen. Endlich war die mit Spannung erwartete Verbindung hergestellt, und die lang entbehrte Stimme des Bruders klang laut und etwas blechern durch die Drähte.

„Guten Tag, Johann! Ja, mein Gott, was ist denn los?“

„Wie?“

„Na, ich habe deinen Brief bekommen.“

„Ach, den Brief? Jo — den hab ich gestern abgeschickt.“ Es klang alles so unglaublich ruhig und gelassen, daß dem Bauer hier fast der Atem verging und er nichts mehr zu sagen mußte.

„Was ist denn mit dem Brief?“ klang es in das Schweigen.

„Ja, bist du denn auch gesund, Johann?“

„Warum soll ich nicht gesund sein?“

„Und die Scheune — ist meine die neue Scheune — hast du sie schon bezahlt?“

„Aber ja, Karl! Hab' ich dir das nicht geschrieben? Ja, die Scheune hab' ich schon bezahlt!“

Fest riß dem Pögegener der Geduldsfaden. „Ja, zum Teufel, was fehlt dir denn? Ich bin ganz aufgeregert. So ein langer Brief — und da sollte dir aufstehen?“

„Aber nei, Karl! Alles in Ordnung. Ich hatte bloß mal Zeit, verstellst du, bloß mal Zeit, und weil wir so lange von einander nichts gehört haben, wollte ich bloß mal ausführlicher schreiben, wie hier alles ist, verstehst du. Aber später werde ich wieder ganz kurz schreiben.“

„Das bitte ich mir auch aus!“ knurrte der Pögegener und ein Stöhnen der Erlösung drang durch den Draht bis zum Norden. „Mebrigens — Jo-hann!“

„Ja!“

„Ich werde mal nächste Woche runter kommen.“

„Oh, das ist schön, das freut uns auch alle.“ Es war, als hörte man durchs Telefon den Jubel von sieben Kindern.

So endete das denkwürdige Gespräch. Der Bauer ging ins Schlafzimmer, und die Erbsenluppe schmeckte ihm doppelt so gut. Aber über den langen Brief schüttelte er immer noch den Kopf — — —

92 Millionen im Dienste des „Dumping“

Ein Volk arbeitet für seine Weltgeltung

Berlin, im Januar.

Gespräche mit Japanern

Kurze Zeit nach dem Kriege, während in Deutschland die Inflation tobte, war ich zum erstenmal in Japan.

Verwundert schüttelten einige japanische Herren die Köpfe, als ich ihnen die neuesten deutschen Banknoten zeigte.

„Hundert Millionen Mark...“

„Fünfhundert Millionen Mark...“

„Eine Billion Reichsmark zahlt die Reichsbank dem Ueberbringer...“

„Das ist der großartigste Humbug, der jemals gemacht wurde“, sagte einer der Herren namens Hayashi. „Das müßte man einmal bei uns probieren. Damit eroberten wir uns den Weltmarkt...“

„Die Sache hat einen kleinen Haken“, entgegnete einer der anderen Japaner. „Im Inland müssen die Preise gleich bleiben. Inflation kann man nur machen, wenn man die Einfuhr der Rohstoffe mit seiner Ausfuhr vollständig decken kann.“

„Gut!“ antwortete damals Hayashi. „dann müssen wir unsere Seidenproduktion so in die Höhe schrauben, daß wir damit unsere Einfuhr decken. Dann werden wir in der Welt die Preise diktiert, auch wenn es Jahre dauert. Und wir werden der Welt die Arbeitslöhne diktiert. Niemals werden die weißen Arbeiter das ertragen. Der Sieg wird unser sein...“

„Sie irren sich. Ein kleiner Fehler in der Rechnung...“

Der erste Sprecher wurde später einer der ersten Direktoren der „Mitsui Bussan Kaisha“, die heute Waren nach der ganzen Welt verschifft. Und der Warner war Baron Ryutaro Inaba von der „Nata Schoten“.

Inzwischen war ich auf meinen Schiffen oft in Japan. Und in aller Welt. Auf den Zeteln der abessinischen Krieger, vor denen die roten Pfefferknoten trocknen, leuchten die Stempel in der Sonne:

„Made in Japan“

Die Präparate, mit denen die italienischen Ärzte ihre kranken Soldaten behandeln, tragen die Aufschrift: „Made in Japan“.

Als ich unlängst in einer südeuropäischen Klinik war, zeigten mir die Ärzte, daß man seit kurzem zur Behandlung der Regenerationshautentzündung japanisches Tuberkulin verwendet...!

Die Regier in Südwestafrika kaufen nicht mehr die Baumwollstoffe aus Lancashire. Sie kaufen auch nicht mehr die amerikanischen. Sie nehmen die Stoffe aus den Webereien in Osaka...!

Ich fuhr jahrelang mit meinem Dampfer die afrikanischen Häfen ab, die indischen, die holländischen. Ich kam immer wieder in dieselben Geschäfte. Langsam, aber sicher, verschwanden die alten Waren. Und die neuen: „Made in Japan!“

Wer sind diese Agenten der japanischen Industrie, die sie so tüchtig sind? Japaner?

Nein, Jnder!

Auf unseren Touristendampfern breiteten orientalische Händler ihre Waren aus. Korallenketten, Bernsteinarmbänder, falsche Perlen, Scharabeen. Früher waren sie aus dem Erzgebirge und aus Gabeln.

Heute...?

„Made in Japan.“

Warum macht der englische Reisende einer tschechoslowakischen Schuhfirma keine Geschäfte mehr in Madagaskar?

Weil er nicht einmal Jwahili kann, eine Art Regenerationspflanze, das analog dem Wabai-Englisch der Südfsee überall in Afrika verstanden wird.

Ich kenne wiederum hunderte von Handlungsreisenden, die sämtliche Dialekte sprechen. Jeder kann mehr als ein Universitätsprofessor für afrikanische Sprachen.

Aber die Japaner sind billiger, viel billiger...!

Sie haben Inflation gemacht, ohne im Inlande die Preise zu erhöhen. Sie haben eine Milliarden Reichsmark ihren Fabriken Unterstützung gegeben.

„Das Mittelmeer — mare nostrum“, sagen jetzt die Italiener.

„England beherrscht die Meere“, sagen sie auf der Insel.

„Amerika den Amerikanern!“

Japan hat ein neues Schlagwort aufgestellt, alt und doch neu:

„Made in Japan!“

„Worin liegt das Geheimnis eures Erfolges?“

fragte ich während einer meiner letzten Reisen.

„Wir sind bedürfnislos, das ist alles!“

lachten sie. „Und wir sind national!“

Man zeigte mir eine Fabrik. „Sie ist passiv“, erzählte mein Führer, einer der Herren aus Osaka. „Wir bekommen den Verlust vom Staat ersetzt.“

In den weiten Hallen zehntausende Arbeiterinnen.

„Sie bekommen 60 Pfennige im Tag“, erklärt der Führer.

„Und die Männer?“

„Eine Mark!“

„Können sie sich davon ernähren, davon leben?“ fragte ich.

„Bestimmt, aber nur bei uns!“ antwortete der Mann. „Um zwei Mark bekommen sie ein Kleid.“

Das Fahrrad, mit dem die wenigen, die auswärts wohnen, in die Fabrik fahren, kostet fünf Mark. Die Schuhe dreißig Pfennige...!

„Und das Essen?“

„Um vierzig Pfennige bekommen sie Mittag- und Abendessen. Die Wohnung stellt die Fabrik unentgeltlich bei. Gehen wir hinüber...“

Wir besuchten die Kaserne der Arbeiter. Staatliche Arbeitskolonnen. Nur heißt der Staat in diesem Falle Baron Mitsui. Lustig und leicht, moderne Wascheinrichtungen. In den Wänden Tafeln mit der strengen Tageseinteilung.

„Gut“, meine ich. „Sie haben zu leben, sie haben zu essen, sie haben Kleider. Uebria bleibt nichts. Sie sind Soldaten der Arbeit. Wofür leben diese

Menschen? Wofür leben die zehntausend hübschen jungen Mädchen, die ich gesehen habe? Ich sah nur fröhliche Gesichter. Warum sind sie fröhlich?“

„Unsere Frauen und Mädchen sind nicht nur tüchtig an den Maschinen“, antwortete mein Führer. „Sie arbeiten zwölf Stunden. Sie arbeiten für Japans Weltgeltung. Sie arbeiten für eine Idee.“

Und wenn sie in ihr Heim kommen, leben sie für ihre Männer. Dann ziehen sie den Arbeits Kittel aus und den Kimono an. Sie äßen ihre grauen, zerknüllten Hände, stecken sich Blumen ins Haar. Sie bereiten den Tee und leben für die Liebe...!

Die Liebe ist sonniger als bei euch. Sie birgt mehr Erotik. Und die Liebe ist Kraft und Nachwuchs für die Nation!“

„Dann müssen aber auch die Männer so beschaffen sein, daß eure Frauen nichts entbehren, was den Frauen anderer Länder Ziel ihrer Sehnsucht ist. Veranügen. Kleider. Sport...!“

„Es ist so. Aber Sie irren. Sport betreiben unsere Mädchen auch. Laut Schulterschlag muß heute jedes Mädchen eine Sportprüfung ablegen. Unsere Frauen sind geblieben, wie sie waren. Auch in der Fabrik.“

„Ich sah unter den Arbeiterinnen moderne Frauen, geschminkt und europäisch angezogen?“ entgegnete ich.

„Das hat sie nicht geändert“, antwortete mein Führer. „Innerlich ist sie

dieselbe Frau wie vor tausend Jahren.“

Das ist unsere Stärke. Wir haben nur ein Gesetz, und das heißt: Tradition und Vaterland. Unsere Mädchen und Frauen leben diesem Gesetz. Sie sind Dienerinnen der Eltern, des Mannes und des Vaterlandes. Sie wissen, daß heute noch ein Vater oder ein Ehegatte die Tochter oder Frau an einen Unternehmer zur Arbeitsleistung abtreten kann, wenn er Schulden hat...!

„Sie sprechen von Schulden“, gab ich zur Antwort. „Wie ist es mit den Schulden eurer Unternehmer?“ Sie sind doch passiv?“

„Bei uns trägt der Staat die Verluste. Bis unsere Kinder die Früchte ernten werden! Wir arbeiten nicht für uns, sondern für unsere Nachkommen. Das ist das Geheimnis unserer Exportpreise! Wir sind eine Generation national denkender Menschen!“

„Wie steht es bei euch mit den sozialistischen Einrichtungen?“, so fragte ich meinen Führer.

„Unsere sozialen Einrichtungen? ...“ antwortete der Japaner nach einigem Zögern. „Ich nenne Jonen nur eine. Sie ist meiner Ansicht nach wichtig. Wir sind billig. Auch im Inland.“

„Sie haben doch eine Arbeiterversicherung?“

„Sie ist nicht allgemein“, antwortete der Mann. „Nur zwei Millionen sind versichert.“

„Also ungefähr der zehnte Teil der Arbeiter?“

„Ungefähr. Dafür haben wir das Verbot der Kinderarbeit!“

„Das höre ich zum erstenmal. Bis zu welchem Alter?“

„Bis zum vierzehnten“, antwortete der Japaner. „Und eure Arbeitslosenunterstützung?“

„Haben wir allerdings nicht“, gab der Mann gebohrt zu. „Wir haben aber höchstens eine halbe Million Arbeitslose. Sie fallen nicht dem Staat zur Last, sondern werden von ihrer Familie erhalten. Was brauchen sie weiter! Eine Schale Tee und ihren Reis...“

„Und wenn sie krank sind?“

„Sorgt das Rote Kreuz für sie. Baron Mitsui

gibt im Jahr 25 Millionen Mark aus privaten Mitteln für Arbeitslose aus. Leider kommt das Rote Kreuz damit nicht aus. Es muß ja den Bauern helfen.“

„Den Bauern?“

„Jawohl. Das ist die andere Seite unserer Inflation! Der Yen ist um 70 Prozent entwertet. Die Lebensmittelpreise durften nicht steigen. Das war ja unser japanisches Rezept. An wem geht dann die Inflation aus? An den Bauern. Für das, was er für die harte Arbeit bekommt, kann er sich nichts mehr kaufen.“

Unsere Seide ist allein um 90 Prozent gefallen! Nicht zuletzt dank der Kunstseidenindustrie.

Zwei Millionen Bauern leben bei uns von der Seidenraupenzucht. Das alles sind die Rekruten unserer billigen Preise, von denen Ihr in Europa keine Ahnung habt.

Der Bauer geht zugrunde.

Er macht Schulden. Dann kommt der Agent der Fabrik und zahlt ihm die Schulden; dafür gibt ihm der Bauer seine erwachsenen Kinder für drei Jahre ohne Lohn in die Fabrik. Die Fabrik wird größer, bekommt ihre Exportverluste ersetzt, und dem Bauern geht es noch schlechter. Das ist der Fehlerkreis...!

„Kinder werden also verkauft. Das ist doch Missetum...“

„Nein. Die Kinder lernen dabei, bekommen bessere Nahrung als am Land. Sie bekommen sogar Fleisch in der Fabrik!“

„Also ist das Schlagwort: „Kampf des Reis“ gegen das Fleisch“ unrichtig?“ entgegnete ich.

„Es ist unrichtig wie so viele andere Schlagworte, die Ihr über uns geprägt habt.“

„Aber euer Export — ist er nicht eine Gefahr für uns? In Südamerika kauft man japanische Glühbirnen für zehn Pfennige!“ gab ich zur Antwort.

„Und der Südamerikaner wird siebenmal soviel Birnen verbrauchen, als wenn er eine deutsche gekauft hätte“, gab der Japaner zur Antwort.

„Jemandem steht dann immer der Ausgleich. Die deutsche ist eben besser. Auf die Dauer wird immer die Qualitätsarbeit siegen. In entwickelten Ländern wird unter Dumping nicht standhalten können.“

„Aber in China?“ gab ich zur Antwort.

„Das ist richtig. In China ist uns alles gelungen. China ist aber nicht Europa und nicht Südamerika. Seit einem Jahre sind von den 104 Seidenfabriken Chinas — die meisten mit englischem Kapital — allein 96 geschlossen worden. Die Kohlen- und Eisenschächte Chinas sind in unserer Hand.“

„Auch in Mandschukuo?“ fragte ich. „Das ist doch ein selbständiger Staat?“

„Nur auf dem Papier“, gab der Japaner zur Antwort. „Europäische und amerikanische Waren finden mit hohen Zöllen belegen. Man braucht heute kein Land zu annektieren. Man braucht ihm nur die Zölle vorzuschreiben. Sowohl in Mandschukuo wie in China gehören heute schon die Hälfte aller Webstühle uns. In China drücken wir die Löhne. Mehr als wir es bei uns dabei können. Glauben Sie, daß wir es in Togo mit seinen anderthalb Millionen Spindeln auch nur versuchen könnten? Nach China schicken wir einfach unser Militär. Aber achtzehntausend Webstühle in Kamebo kann man nicht mit Militär bewachen!“

„Gut“, antwortete ich. „Ihr habt den Yen um 70 Prozent gedrückt. Womit bezahlt Ihr eure

Einfuhr? Ihr braucht doch Metallwaren, Kohle, Eisen, Naphtha, Flugzeuge! Ihr braucht Rohbaumwolle! Noch habt Ihr nicht in Abessinien festen Fuß gefaßt?“

„Wir bezahlen alles mit Rohseide.“

95 Prozent unseres Seidenexportes geht nach Amerika gegen gute Dollars!“

„Also das Land, das Euch am feindlichsten gesinnt ist, zahlt Euch die Inflation und das Dumping!“ antwortete ich.

„So ist es. Wir liefern den Amerikanern die Rohseide, mit der sie die Engländer am Weltmarkt verdrängen wollen, und wir liefern in die ganze Welt unsere Webwaren aus der Baumwolle, die wir den Engländern abkaufen, eben jene Webwaren, mit denen wir die englischen Webereien in Lancashire schachtmatt setzen. Deshalb drängen uns die Engländer, daß wir teurer werden sollen. Momentan haben sie etwas anderes zu tun! Der Kunde bittet den Verkäufer um höhere Preise! Die Welt ist auf den Kopf gestellt. Wenn sie in England und Amerika eine Planwirtschaft hätten...!“

Wir gingen langsam durch die unteren Stadtteile. Kinos und Theater stehen in hunderter Reihe eng nebeneinander. Die Straßen sind gedrängt voll. Ich sehe Kulis mit weißen Sand- schuhen (zehn Pfennige das Paar). Zwischen den Kinos Tempel mit doppelt gekrümmten Dächern. In den Straßen ein Lichtmeer. Musik Lautsprecher. Harold Lloyd und ein Ufa-Film. In den großen Kino-Theatern spielt man schon seit einem Jahr den nationalen Film „Das siegreiche Japan“. Das Kino ist täglich ausverkauft. Man sieht Baron Mafuka seine große Rede halten. Das Volk jubelt.

Dann gehen wir in die Armenviertel. Hier ist die Heimarbeit zu Hause. Unlagbares Elend. Sechzehn Stunden Arbeitszeit. Hier arbeiten sie die bunten Spielzeugläden, Briefumschläge, Sandalen, Kartonaugen. Hier entstehen die Bestandteile der Uhren, die schweife als Exportware verkauft werden. Hier verfertigt man zu Millionen die billigen Seidenstrümpfe und Kimonos, hier stehen zu Tausenden die primitiven alten Fußmehlmöhlchen.

Matten, alte Decken, etwas Hausgerät und ein primitiver Webstuhl ist die Einrichtung dieser Häuser.

Hier herrscht nur ein Gesetz, das der eisernen Not.

„Die Leute verschulden immer mehr“, erklärt mein Führer, „hier und auf dem Lande.“

Das ist die Rekrute der Inflation.

Es wird im Inland bezahlt, was wir dem Auslandschleusen. Deshalb kann keine Inflation den Erfolg bringen. Deswegen gibt es keine Gefahr, wenigstens nicht für Europa und Amerika. Was wir in Klassen machen ist unsere Sache.“

Wir gehen weiter durch die schmucklosen Gassen des Elendsviertels. Ein Arbeiterkloster Europas lebt fürstlich im Veraleich zu diesen Armen. Man lebt von einer Schüssel Reis und einer Bohnenuppe im Tag. Und doch fehlt in keiner Stube das Bildnis des Kaisers.

Hier sieht man Japan, wie es ist.

National, aber nicht sozialistisch.

Aber auch diese Menschen sind still, sie beten und singen. Oder sie schweigen. Wunschlos?

Und auch diese Frauen und Mädchen leben der Liebe, der Liebe, wie sie in Japan zu Hause ist. Reiz und tren.

Das Volk zählt heute 92 Millionen Einwohner; hundertundvierzig werden es in zehn Jahren sein.

Unser Schiff verläßt Japan. Tief beladen. Autos, Nähmaschinen, tausend Sacke Uhren, achtausend Risten Seide, Webwaren...

Die Filmcke

„Play-back“ spielt und singt

Das jüngste Geheimnis der Filmindustrie / Von W. Haepener-Flatow

Das jüngste Geheimnis der Filmindustrie

Beluch im Filmateller... In der Dekoration — sie zeigt die Bühne eines großen Opernhauses — steht ein berühmter Sänger im Kostüm, hinter ihm, in vielfarbigen Gewändern, die Kompanie, ihm zu Füßen das Orchester, fünfzig Mann stark und mehr. Es ist alles wie immer — und doch anders: das Mikrophon fehlt!

„Gut gefahrt!“ denkt der Besucher, an seltsame Neberrastungen im Atelier gewöhnt. Aber dann geschieht etwas Merkwürdiges und fast schon Gespenstisches: Das Kommando „Aufnahme“ ertönt, die Bildkamera fängt an zu laufen, die Musiker heben ihre Instrumente, der Sänger holt tief Atem und klappt den Mund auf — aber er singt nicht, und die (eifrige fiedelnden) Musiker — spielen nicht! Sondern der Ton, Musik und Gesang, kommt von irgendwo aus einer Ecke gekrochen, füllt mächtig den Raum...!

Oben auf der Bühne steht immer noch der Sänger und klappt lautlos den Mund auf und zu; von irgendwo aus der Ecke kommt seine Stimme, klar und rein. Die Musiker fiedeln und blasen, aber ihre Instrumente klingen nicht; von irgendwo aus der Ecke klingen die Musik, die sie nur markieren. „Play-back“ hat das Wort!

Erstaunt und neugierig erlebt man diese Begegnung mit dem Play-back, wie die Fachleute auch heute noch gern auf amerikanisch-englisch den „Mick-Spielautomaten“ nennen. Endlich erwacht man den Tonmeister am Rodämel, der bereitwillig Auskunft gibt. Und von ihm erfährt man über diese jüngste Erfindung der Filmindustrie das folgende:

Im Laufe der Zeit hat es sich herausgestellt, daß es in fast jedem Film eine ganze Reihe von Szenen gibt, von denen Bild und Ton aus den verschiedensten Gründen unmöglich gleichzeitig aufgenommen werden können. Ein Manuskript schreibt etwa vor, daß eine Sängerin ein Lied singt und zugleich einen wilden Czardas tanzt. Die Frau kann

nicht so gut „bei Atem sein“; nach der dritten Aufnahme wird sie die Anstrengung des gleichzeitigen Tanzens und Singens mit voller Stimmkraft einfach nicht mehr aushalten; man wird eine Erholungsphase einlegen müssen — und auch die Pausenzeit kostet beim Film schweres Geld! Oder aber, es sollen Menschen aufgenommen werden, die sich beim Spazierengehen unterhalten. Die Bildkamera, unglaublich beweglich geworden, kann schwanken und ihnen folgen; nicht aber das Mikrophon. Bei solchen Aufnahmen pflegte der Ton daher stets sehr ungleichmäßig und zudem unnatürlich zu werden.

Früher half man sich damit, daß man zuerst das Bild aufnahm. Den fertigen — stummen — Film ließ man dann im Vorführraum vor dem Sprecher oder Sänger laufen, der genau nach dem Rhythmus der Bilder seinen Part ins Mikrophon sang. Man synchronisierte, wie der Fachausdruck lautet, „nach Schmause“, — ein schwerfälliges, zeitraubendes und daher kostspieliges Verfahren.

Grundbedingung: Exakte Arbeit!

Dante wird die Reihenfolge vertauscht: man nimmt zuerst den Ton auf und dann das Bild. Das heißt, der Gesang eines Sängers oder ein Gespräch wird erst ins Mikrophon gegeben und auf dem Tonband fixiert, ohne daß dabei die Bildkamera läuft. Der fertig entwickelte und kopierte Tonstreifen kommt dann ins „Play-back“, das im Grunde nichts anderes ist als ein Tonwidergabe-Apparat, der beim Arbeiten eine Bildkamera im gleichen Tempo laufen läßt. Bei der Aufnahme des Bildes ist also der Ton des Mick-Spielautomaten nichts anderes als der Tonstreifen für den Sänger, der stumm vor der Kamera steht und mit Mundbewegungen und Gesten sein Singen nur markiert. Sind, nach vielen Proben, beide Aufnahmen gelungen, dann werden Ton- und Bildstreifen zusammengeklebt, und man hat den fertigen Tonfilmstreifen, der in die Kinos wandert.

Es ist selbstverständlich, daß auch dieses Verfahren — es wurde in Deutschland z. B. wohl zum ersten Male bei den Aufnahmen zum „Walzerkrieg“ angewandt — eine ungewöhnlich sorgfältige Arbeit erfordert. Sänger und Sprecher, die mit dem „Play-back“ arbeiten, müssen jedes Wort und jede Silbe ihres Parts beherrschen, da auch infolge der kleinsten Unachtsamkeit Bild und Ton nicht mehr übereinstimmen würden. Die Exaktheit bei Play-back-Aufnahmen geht so weit, daß ein Sänger bei der Bildaufnahme unter allen Umständen nur an den Stellen Atem holen darf, an denen er auch bei der Tonaufnahme Atem holte.

So umständlich das Play-back-Verfahren dem Laien auch scheinen mag, es gibt heute doch kaum noch einen Film, in dem es nicht angewandt wird. Wie oft kommt es z. B. im Atelier vor, daß ein Schauspieler Klavier spielen soll, ohne daß er es kann. Hier springt der Mick-Spielautomat ein: bei der Tonaufnahme spielt ein Virtuose den Part, ohne aber später im Bild zu erscheinen; und bei der späteren Bildaufnahme braucht der Schauspieler, der bei einem besondern Lehrer den Rhythmus des Stückes und die natürlichen Bewegungen des Spiels gelernt hat, dem Ton entsprechend am stummen Klavier nur zu markieren. Ein Film wie „Ich liebe alle Frauen“, in dem Jan Kiepura ein Duett mit sich selbst singt, wäre ohne Play-back unmöglich, während es andererseits seit der Erfindung des Mick-Spielautomaten durchaus denkbar ist, daß einer völlig unmusikalischen und heiseren Schauspielerin die Stimme einer gottbegnadeten Sängerin „geleihen“ wird, wovon auch der aufmerksame Beobachter nichts merkt.

Merkwürdigerweise hat die Industrie bisher das Play-back (das übrigens trotz seines englischen Namens eine deutsche und lizenzierte Erfindung ist) vor dem Publikum ängstlich geheim gehalten. Das Bekanntwerden solcher Dinge sei ernüchternd, wurde behauptet. Uns scheint, dann wirkt die Kenntnis von Atelierbauten und dem ganzen technischen Drumherum des Films genau so enttäuschend. Und außerdem: bestimmt ist es dem Kinobesucher lieber, sorgfältig gearbeitete und wertvolle Filme, die mit dem Play-back hergestellt werden, zu sehen als „nach Schmause“ synchronisierte Bilder, in denen der Mund des Darstellers auf der Leinwand etwas ganz anderes sagt als der Lautsprecher.

Ein Tiger lernt reiten

Schreckensminuten im Raubtierkäfig — Wie der „Rückwärtsgalopp“ erfunden wurde

Es gibt unter den alten Raubtierdompteuren nur wenige, die man mit Fug und Recht „alt“ nennen darf, da die meisten früher oder später fast immer ein Opfer ihres Berufes werden. Raubtierdressuren sterben, wie man zu sagen pflegt, nicht im Bett, irgendwie und irgendwann müssen sie eines Tages daran glauben. Man könnte viele Namen von berühmten und weltbekannten Dompteuren aufzählen, die ihr Ende unter Tieren gefunden haben, von denen sie nie und nimmer glaubten, daß sie sich eines Tages gegen ihre Pfleger und Lehrer erheben würden. In diesem Artikel ist nun von einem bekannten englischen Raubtierfachmann und Pferdebesitzer die Rede, von Charles Coghmy und von einem der wildsten und unheimlichsten Erlebnisse, die der Mann eines Tages bei einer Probe in der Arena gehabt hat. Coghmy hat in den letzten Jahren eine Nummer herausgebracht, die zu den kühnsten und verwegenen zu zählen ist, die Dompteure erfunden haben. Er hat einen Tiger so weit gebracht, daß er auf einem Pferd reiten lernte.

8 1/4 Zentner schwer

Vor zwei Jahren waren Vater und Sohn Coghmy in England im Winterquartier, wo sie beide gemeinsam neue Nummern für die kommende Saison einstudierten. Alphonse Coghmy, der Sohn, hatte ein prachtvolles Halbblut erstanden, den Goldfuchs „Champagne“, den er unter der Leitung seines Vaters als Schulpferd zuritt. Sein Vater hatte unter seinen Raubtieren einen todsicheren Tiger, ein Männchen, „Bylar“, der von der Schnauze bis zum Schwanzende über vier Meter maß und ein Gewicht von 470 Kilogramm hatte, also ein ungeheures Tier. Durch fachgemäße Behandlung war aber dieser Tiger so gutartig geworden, daß er vom Besitzer, dem alten Coghmy, an den bekannten Filmschauspieler Harry Piel vermietet werden konnte, der mit dem Tiger seine bekannten Sensationsfilme drehte.

Bylars Filmengagement war abgelaufen und Vater Coghmy dachte eifrig nach, was für eine neue Sensation er nun einführen sollte. Einstweilen beaufsichtigte er die Versuche seines Sohnes, dem Hengst „Champagne“ die Geheimnisse der hohen Schule beizubringen und sparte nicht mit Tadelworten, wenn es nicht ganz nach seinem Geschmack ging. Bis ihm sein Sohn eines Tages während einer Fahrt, die sich allein proben, wenn es dir nicht paßt, wie ich es mache, dann sei doch deinen geliebten „Bylar“ auf ein Pferd und lehre ihn reiten, mit dem kühnsten aus dem Schrei: „Frecher Dummkopf, ich werde dir gleich helfen!“ Dann aber schmunzelte er, drehte sich um und besprach sich stundenlang mit seinen Assistenten.

Einige Tage später führte Coghmy senior das größte und schwerste Zugpferd in den zur Raubtierprobe aufgestellten Zentralkäfig. Es war mit weißen, dicken Lederdecken bis zu den Ohren geschmückt und trug den gewöhnlichen Panneausattel, auf dem sonst Ballerinen auf galoppierendem Pferde arbeiten. Der junge Coghmy stand außerhalb des Zentralkäfigs und hielt an langer, durch die Gitterstäbe durchgehender Leine von außen das Pferd. Plötzlich klirrte der Riegel des Laufkäfigs, der direkt von den Raubtierwagen in die Manege führte, und Bylar, der Riesentiger Coghmys, schritt gemächlich hinein. Kaum sah er das Pferd, als er sich auch schon fauchend zum Sprung duckte, aber der alte Coghmy sprang mit Peitsche und Gabel dazwischen: „Auf den Platz Bylar, so, brav, schön auf den Platz!“ Nur leise mahnend, streifte die lange Tigerpeitsche den Kopf des Tieres, das nach rückwärts schreitend, ohne das Pferd aus den Augen zu lassen, seinen Platz einnahm. Stundenlang führte der alte Coghmy das Pferd im Kreis am Tiger vorbei, wobei er immer zwischen Pferd und Raubtier stand, und nach einigen Wochen hatte er den Tiger soweit, daß er das Pferd nicht mehr sonderlich beachtete.

Die verhängnisvolle Verwechslung

Inzwischen war Alphonse Coghmy, der Sohn und Schulpferd, auch nicht müde geblieben und hatte seinem Goldfuchs schon sehr viel beigebracht. Wer einmal auf der Straße beobachtet hat, wie ungern Pferde auf nur einen Schritt zurückgehen, der

wird ersehen, wie schwer es sein muß, einem feurigen Schulpferd beizubringen, daß es ganz regelrecht auf Platz galoppiert, d. h. daß er trotz der regelrecht ausgeführten Galoppbewegungen nicht einen Schritt weiterkommt. Der Zufall hatte den jungen Schulpferd darauf gebracht, daß sich der Hengst dazu eigne, und die neue Attraktion war eigentlich schon da: „Galopp am Platz!“ Aber der unberechenbare Zufall sorgte hier für noch eine größere Sensation, allerdings nicht ohne blutige Opfer.

Eines Tages probte der alte Coghmy wieder mit seinem Tiger Bylar, ohne das Pferd in der Manege zu haben; nach ihm sollte sein Sohn dranspringen, um die hohe Schule zu proben, wobei ein Zeitersparnis der eiserne Zentralkäfig einfach stehen blieb. Der Goldfuchs des jungen Coghmy stand schon fix und fertig gelallert draußen im Atrium, und beide, Pferd und Reiter, erwarteten ungeduldig das Zeichen, daß die Manege frei sei. Da erkundte von drinnen der unwillige Ausruf des alten Coghmy: „Pferd herein! Was ist denn das für eine verdammt dumme Idee!“ Klirrend sprangen die Gitter auf, und der Bursche führte den Hengst hinein. Coghmy folgte zu Fuß nach, um erst in der Manege aufzukommen. Aber sowohl dem Tiger als auch dem alten und jungen Coghmy erlitt das Blut in den Adern, als das wertvolle Schulpferd nun im Käfig stand, denn auch der Tiger war drinnen und keiner der drei Menschen innerhalb der Eisengitter wagte auch nur die leiseste Bewegung. Der alte Coghmy hatte mit seinem ungeduldrigen Ruf das Pferd gemeint, das mit dem Tiger arbeitete und das noch nicht gelallert war, der Bursche des jungen Coghmy dachte aber, daß sein Schulpferd herein sollte, weil die Raubtierprobe beendet sei, und so führte er es in den Tigerkäfig.

Auf Leben und Tod

Der alte Coghmy faßte krampfhaft die Peitsche und Gabel, er wußte, daß es jetzt auf Gange ging. Ein fremdes Pferd und zwei fremde Menschen beim Tiger, das mußte das Raubtier reizen, und sei es sonst auch noch so gutartig. Während der Bursche erlitt steben blieb und Coghmy junior sich instinktiv schlingend vor seinen wertvollen Hengst stellte, schob sich der Alte unmerklich zwischen den Tiger und die kleine Gruppe. Aber Bylar war schon unruhig geworden und fauchte wütend, wobei er immer tiefer in die Vorderbeine sank; er duckte sich zum Sprung. „Bylar, sitzen bleiben, Bylar, bleib am Platz!“ In entsetzlicher Angst rief es der Vater aus, der um den eigenen Sohn zittern mußte; schnaubend und wiederholte er den geäng-

Ein Klaps und seine Folgen

Die Brüllfeller Blätter haben mit Behagen die tollen Erlebnisse eines Herrn Flore und seiner Frau vergeznet, die dieser Tage zu einer Straßenschlacht führten. Das Ganze war schließlich eine friedliche Lösung, die in ihrer breiten Behaglichkeit letzten Endes beweist, daß die Klämen trotz allem Temperament immer noch Lebensklugheit sind.

Frau Flore, eine dralle Klämin, kniete auf der von der Straße ihrer Wohnung führenden Türrschwelle, um sie zu pugen. Ein vorübergehender junger Mann gab ihr einen Klaps auf ihre hintere Körperhälfte und ging pfeifend seines Weges. Wutentbrannt flüchtete Frau Flore auf, um den Missetäter mit dem nassen Puhlappen zu bestrafen. Der Schlag war gut geplatzt — aber schlecht getroffen, denn das nasse Gesicht traf eine elegante junge Dame, die sich am Arm ihres nicht weniger eleganten Bräutigams näherte, mitten ins Gesicht, was den Bräutigam zu lebhaften Protesten veranlaßte, während die Braut zunächst sprachlos blieb.

Durch die Auseinandersetzung angelockt, erschien nun auch der Mann der schlafgertigen Klämin, Herr Flore, um zu sehen, was los war, und so waren bald vier Menschen in heftige Handgreiflichkeiten verwickelt. Das interessierte einen großen, in der Nähe spielenden Hund, der sich zunächst ungestört über Frau Flore warf und dann von den Schultern der eleganten jungen Dame einen herrlichen Pelz raubte und in Stücke zerfetzte. Um die Streitenden hatte sich inzwischen eine immer größere Menschen-

menge angesammelt, die noch Zeuge wurde, wie der Hund dazu überging, die Hosen des Herrn Flore zu zerreißen. Ein Polizist, der jetzt herbeigekommen war, genigte auch nicht mehr, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen; es bedurfte eines ganzen, eiligt herbeigerufenen Polizeikommandos.

Die nächste Szene spielte sich vor dem Polizeigericht ab, wo der Richter zunächst bedauerte, daß weder der junge, übermütige Mann, der mit seinem Klaps auf die Hinterseite von Frau Flore zu allem Unheil den Anlaß geliefert hatte, noch der spielerische Hund gefast werden konnte. Die Verhandlung selbst brachte dann ein derartiges Durcheinander von lärmenden Stimmen, daß dem Beamten nichts anderes übrig blieb, als Herrn und Frau Flore sowie die elegante junge Dame wegen Tätlichkeiten und Ruhestörungen zu gleichen Strafen zu verurteilen. Der Bräutigam der jungen Dame wurde indessen freigesprochen. Der Freigesprochene wollte es aber nicht besser haben und erklärte sich in einer großmütigen Regung bereit, sämtliche ausgesprochenen Strafen zu bezahlen und auch neue Hosen für Herrn Flore zu kaufen. Der Pelz seiner Braut sei, wie er hinzufügte, schon längst ersetzt. Um die Verurteilung zu vervollständigen, lud er alle Anwesenden ein, einen Friedensstrunk in einem benachbarten Café zu leeren, was alleseitig Zustimmung fand. Der strahlende Beamte, der eben selbst die Urteile ausgesprochen hatte, verließ seinen erhöhten Sitz und schüttelte allen an diesem Drama Beteiligten die Hände, bevor man sich zum Friedensstrunk begab.

Alphonse, schaff das Pferd hinaus, ich kann den Tiger nicht mehr lange zurückhalten!“ feuchte er zwischen den Jähnen zu seinem Sohn, der verzweifelte Anstrengungen machte, den vor Angst tollenden Hengst zu bändigen. Mit einem geschickten Ruck sprang er in den Sattel, um das Pferd so mit Schenkeldruck, Sporen und Bügelhand leichter bändigen zu können. Kaum sah er im Sattel, als der Tiger losbrach. Er hatte diesmal den Sprung so geschickt berechnet, daß er der ihm entgegenlaufenden Peitsche auswich und den alten Coghmy im Flug mit seiner mächtigen Schulter derart streifte, daß der schwere Mann im Bogen zur Seite taumelte. Nicht vor den niedersinkenden Füßen des Pferdes kam der Tiger zu lauern. Coghmy konnte im Sattel nichts mehr tun, aber der daneben stehende Bursche schlug wild mit der Longe um sich und traf den Tiger mit deren eisernen Ring auf die Schnauze. Ein fürchterliches, heulendes Brüllen, und im nächsten Augenblick lag der arme unter den Vorderpfoten des Tigers. Wie im Traum hörte der junge Coghmy hinter sich das schreiende Kommando: „Rückwärts!“ Der Riegel klirrte, und instinktiv gab er dem tobenden Pferd unter sich die Schenkelhaken für Galopp, drängte es aber zu gleicher Zeit nach rückwärts. Wie durch einen roten

Schleier sah der junge Coghmy einen blutigen, strömenden Mann zwischen den Pfoten des Tigers, sah seinen Vater auf den Knäuel aufspringen, aber Schritt für Schritt drängte er seinen Hengst nach rückwärts durch den hohen, engen Laufkäfig. Endlich donnerten die Hufe des Pferdes rückwärts an die Mauer, hilflose Hände ergriffen die Bügel, hoben den halb ohnmächtigen Reiter aus dem Sattel und brachten das Pferd in seinen Stall.

Ein Mensch ist verloren!

Drinnen aber führte Vater Coghmy seinen schwersten Kampf mit dem Tiger Bylar. Das todsichere Raubtier hatte Blut gezogen, warmes, zuckendes Fleisch in den Pfoten gefühlt und dachte nicht mehr daran, seinem Herrn zu folgen. Mit einem einzigen Biß faßte er den Burschen mit den Jähnen bei den Rippen und schleifte ihn im Nacken herum, wie eine Maus vom Foxterrier getragen wird. Coghmy stieß ihm die Gabel in die Gelenke. Coghmy stieß ihm die Gabel in die Gelenke, zog ihn die Peitsche über den dicken Kopf, aber Bylar schüttelte sich nicht einmal. Den Mann ließ er nicht mehr los, die Wasserstrahlen von außen trafen ihn auch nicht richtig in die Augen, da er immer in Bewegung war, und als Coghmy das jährende, markerschütternde Krachen der Rippen hörte, griff er zum letzten, verzweifeltsten Mittel, um den Tiger von seinem Opfer wegzubringen: er warf die Peitsche weg und packte ihn mit beiden Händen bei den empfindlichen Ohren! Aufheulend fuhr der Tiger herum und schnappte nach den Händen, die blitzschnell zurückführten. Gleichzeitig rief ihn sein Herr an, aber Bylar schlug nach ihm, und wenn Coghmy nicht so gedankenschnell zurückgesprungen wäre, hätte ihm die breite Pranke das Gesicht zerfetzt. Nun ergriff Coghmy ein schweres Postament, schleuberte es dem vor ihm lauernden Tiger donnernd an den Schädel, ergriff die Peitsche und zwang ihn so um einige Schritte zurück. Dann stellte er sich mit breit gespreizten Beinen quer über den am Boden liegenden und rief seinen Tiger unausgeseht an. Jetzt endlich konnten die außenstehenden, geschulten Assistenten den schweren und harten Wasserstrahl richtig in die Augen und den geöffneten Rachen des Tigers senden, der, geblendet und halb erstickt, nach hinten schlich und den Kopf zwischen den Vorderpfoten verbergen wollte. Coghmy ließ ihm aber keine Zeit mehr dazu. Mit Peitsche und drohend geschwungenem Postament zwang er den furchtbar fauchenden und brüllenden Tiger, Schritt für Schritt zurückzuweichen, und so dirigierte er ihn in den Laufkäfig. Getrennt der Gewohnheit der Raubtiere, machte Bylar jetzt noch, im berühmten letzten Augenblick neuerlich den Versuch, zu dem am Boden Liegenden zu gelangen. Kezengrade hob er sich in seiner Wut dicht vor Coghmy auf die Hinterbeine, um ihn zu überspringen. Aber schon traf ihn das schwere Postament mitten auf die Brust, ein faulender Tagelöhner riß seinem Herrn den Arm bis zum Ellbogen auf, aber dann krachten ihm alle sechs Patrakronen des schweren Revolvers dicht auf die Nase, und der donnernde, sengenden Feuerstrahl wandte sich endlich Bylar zur Flucht in seinen Käfigwagen.

Die grobe Sensation

Coghmy hatte gerade noch rechtzeitig die Peitsche mit dem Revolver verknüpft, sonst hätte ihn der Tiger glatt erledigt. Als gleich darauf die Assistenten in den Zentralkäfig stürzten und den Burschen hinaustrugen, wartete schon der Arzt des Hauses in der Garderobe. Hier kam er aber zu spät, das entsetzliche Gebiß hatte nicht nur die Rippen, sondern auch den Brustkorb durchdrungen, die Knochen waren in Lunge und Herz eingedrungen und hatten so den Tod fast augenblicklich herbeigeführt. Coghmy erhielt eine Tetanusinjektion, dann wurde sein Arm verbunden, und gleich darauf ging er in den Stall, um nach seinem Sohn zu sehen.

Noch an allen Gliedern zitternd, stand dieser neben seinem Hengst, der sich noch viele, viele Stunden nicht beruhigen konnte. Als die beiden Coghmys dann endlich den Stall besprachen, meinte der Alte nachdenklich: „Du, ist dir nicht aufgefallen, daß Champagne eigentlich ganz regulär unter dir rückwärts hinausgaloppiert ist?“

Beide Artisten, Vater und Sohn, konnten es nicht erwarten, am anderen Tag den Hengst in die Manege zu nehmen und auszuprobieren, ob das Kunststück noch einmal gelingen werde. Coghmy junior gab ihm die nötigen Hilfen, die er dem Pferd damals unbewußt gegeben hatte, und tatsächlich — im regelrechten Galopp ging der Hengst unter ihm rückwärts aus der Manege, die neueste Sensation der hohen Schule war geboren: Rückwärtsgalopp!

Inflation an Geistesarbeitern in aller Welt

Während in den letzten Jahren die Arbeitslosigkeit im allgemeinen in den meisten Ländern der Welt zurückgegangen ist, kann das Gleiche von den geistigen Arbeitern nicht behauptet werden. Im Gegenteil. Wie umfangreiche Berichte an das Internationale Arbeitsamt besagen, steigt in einer großen Anzahl von Staaten die Zahl der fertig ausgebildeten Ingenieure, Techniker, Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer und sogar der höheren kaufmännischen Angestellten, für die keine Arbeitsplätze vorhanden sind. Das gilt sogar für Länder, die eine Hochkonjunktur verzeichnen und kaum noch eine Arbeitslosigkeit der Handarbeiter haben. Während Finnland z. B. nur ungefähr 10.000 unterstufte arbeitslose Handarbeiter verzeichnet, schätzt man die Zahl der dort arbeitslosen Geistesarbeiter allein auf 5000. Ein so kleines Land wie Dänemark hat seinen Insgeheim 1,9 Millionen Einwohner zählt 6550 arbeitslose Geistesarbeiter. Polen verzeichnete Mitte vorigen Jahres bei insgesamt 570.000 Arbeitslosen 170.000 arbeitslose Geistesarbeiter (einschl. Angestellte). In der Schweiz gibt es über 6000 arbeitslose Techniker, Ingenieure, Architekten, Chemiker usw. Insgesamt entfallen auf diese Berufe 20.000 Angehörige, von denen also mehr als jeder Dritte arbeitslos ist.

Man schätzt, daß in den meisten Ländern die Zahl der Studierenden auf den technischen Hochschulen und Universitäten in der Zeit von 1913 bis 1933 um 300 bis 370% zugenommen hat. In Rumänien z. B. entfiel 1913 ein Studierender auf 1467 Einwohner, 1926 dagegen einer auf 508 Einwohner und 1933 einer auf rund 400 Einwohner. In Griechenland zählte man 1913 einen Studierenden auf 1471 Einwohner, 1934 auf 774 Einwohner.

In Ungarn kam vor dem Kriege ein Studierender auf 1031, jetzt auf 546 Einwohner, in Holland damals auf 1229, jetzt auf 636 Einwohner. Ähnliches gilt für Schweden und die Vereinigten Staaten. Auch in Deutschland ist die Zahl der Studierenden gestiegen; während man noch im Jahre 1913 auf 886 Einwohner einen Studierenden zählte, entfiel heute einer auf 506 Einwohner. Die Krisenjahre haben die Zunahme der Studierenden nicht aufhalten können. Als ein Beispiel sei genannt, daß in den Vereinigten Staaten im Jahre 1932 3000 Lehrstellen frei wurden, während gleichzeitig 5000 Lehrkräfte nach vollendetem Studium die Universitäten verließen.

Die verschiedenen Maßnahmen, die in einzelnen Ländern während der letzten Jahre ergriffen wurden, um die arbeitslosen Geistesarbeiter unterzubringen, mußten angesichts des unverminderten Zustroms zu den akademischen Bildungsinstitutionen versagen. Man hat in verschiedenen Ländern z. B. das Pensionsalter für Lehrer und für die Leiter öffentlicher Wirtschaftsbetriebe herabgesetzt. Man hat auf der anderen Seite die Examenanforderungen und die Dauer der Ausbildungszeit gesteigert, um Leute vom Studium abzuhalten, und um die erwerbslosen älteren arbeitslosen Geistesarbeiter erst einmal unterzubringen. Die öffentlichen Krankenkassen und Sozialversicherungen haben hier und da die Zahl ihrer Mitglieder erhöht. Trotzdem drückt die große Zahl der arbeitslosen Geistesarbeiter ungemessen auf die Wirtschaft und beschleunigt hier namentlich in den kleineren Staaten in geradezu verhängnisvoller Weise die Schaffung neuer Industrien, die unter normalen Umständen kaum lebensfähig sind. Wenn in den Agrarstaaten des Südens und Nordens Europas,

wenn in vielen exotischen Staaten Industrialisierung und Autarkisierung beherrschende Tendenzen der Wirtschaftspolitik ist, so liegt das zum Teil daran, daß nicht mehr wie früher ausländische Spezialisten zum Ausbau neuer Industrien gebraucht werden, sondern einheimische arbeitslose technische und kaufmännische Führer sich zu niedrigen Gehältern anbieten.

Gewiß fehlt diesem geistigen Proletariat die Erfahrung des hochwertigen technischen Personals der alten europäischen Industrieländer, aber Hochschulschle und ähnliche Maßnahmen erlauben den einheimischen Industriellen, vorläufig auch mit schlechterer kaufmännischer und technischer Führung auszukommen. Doch nicht das ganze in den jüngeren oder kleineren Staaten ausgebildete Personal kann als minderwertig angesehen werden. Es ist im Gegenteil besonders in den Staaten jüngerer Zivilisation, wie im Norden Europas und in den Vereinigten Staaten, oft der Fall, daß die technischen Hochschulen und Universitäten moderner eingerichtet sind als auf dem europäischen Kontinent. Man unterrichtet dort auch in äußerst rationaler, auf die Praxis eingestellter Art, während die Lehrmethode in Europa oft noch an gewissen „klassischen“ Methoden klebt.

So entsteht nicht nur ein soziales, sondern auch ein wirtschaftliches Problem. Gewiß acht die Entwicklung der Industrie auf eine Vermehrung des höherqualifizierten technischen Personals und der Angestellten zuzunehmen der Handarbeiter hin. Aber die Ausbildung schreitet noch schneller vorwärts. Immer größer wird die Zahl der fertig ausgebildeten und zum größten Teil auch schon praktisch vorgebildeten jungen Kräfte, die für Modernisierungen und Neuanbauten zur Verfügung stehen, und die überall dahin strömen, so sich lebendes Kapital anammeln. Die Abnutzung alter Produktionsgänge, die Entwertung hergebrachter Produktionsmethoden schreiten schneller vorwärts, als unter den gegenwärtigen Umständen

vom Standpunkt der Rentabilität aus tragbar ist. Die Gehälter der technischen und kaufmännischen Angestellten sinken in den Staaten, in denen Angebot und Nachfrage hemmungslos den Arbeitsmarkt beherrschen. Der Mittelstand wird durch die Unmöglichkeit, den gut ausgebildeten Söhnen entsprechende Stellen zu schaffen, ruiniert.

Deshalb fast in allen betroffenen Ländern sich die Stimmen heben, die auf die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Gefahren der übermäßigen Heranzüchtung eines Intellektuellenstums hinweisen. Hat man noch nirgends mit Ausnahme Deutschlands gewagt, das Problem an der Wurzel anzupacken. Der Zugang zu den Universitäten und technischen Hochschulen ist nach wie vor fast überall noch eine bloße Frage des Geldbenteils der Eltern. Und auch das nicht einmal: eine Untersuchung über die Finanzierung des Studiums in Dänemark stellte kürzlich fest, daß etwa 40% der Studenten ihr Studium mit Bankkrediten finanzieren! Die Regierungen scheuen ein Eingreifen. Wenn auch die verschiedenen Maßnahmen, die Deutschland zur Beschränkung des Zulaufs zu den akademischen Berufen getroffen hat, teilweise auf anderen als wirtschaftlichen und sozialen Gründen beruhen, so finden sie doch in diesen Zuständen außerhalb Deutschlands ihre volle Rechtfertigung und Unterstützung.

Das Internationale Arbeitsamt, das die Frage der Arbeitslosigkeit unter den Geistesarbeitern eingehend untersucht hat, muß feststellen, daß selbst bei Beendigung der Weltwirtschaftskrise in zahlreichen geistigen Berufen in den meisten Staaten eine Arbeitslosigkeit bestehen bleiben wird. In England bemüht man sich in der letzten Zeit, arbeitslose Geistesarbeiter zu Umschulungskursen zu gewinnen, in denen sie zur Leitung größerer landwirtschaftlicher Betriebe in den Kolonien ausgebildet werden sollen. Da diese Maßnahmen aber freiwilliger Natur sind, haben sie bisher keine größeren Erfolge gezeitigt.

Wany, der Garderobier / Eine Theatergeschichte von Berte-Eva Minden

Wany war der erste Garderobier der Herren-garderoben. Seit zwanzig Jahren hatte er in demselben Theater Abend für Abend den Schau-spielern Rüstungen und Soldatenröcke angezogen, Mönchskutten übergeworfen oder den roten Reit-dreß und den Frack zugeknöpft, ihnen Langen und Schwert in die Hände gegeben, ihre Füße in Lackstiefel oder Sandalen gesteckt, Helme, Barett, Kapuzen, Zylinder und Strohhüte auf die lang-haarigen, gelockten, fahlen, ergrauten, glattrasier-ten Häupter gedrückt. Es ist mancher unter diesen Schauspielern gewesen, deren Namen man Jahre später in ganz Deutschland mit Ehrfurcht nannte.

Wany war mittelgroß. Ueber seinem Anzug trug er einen gelblichen Kittel, den er nur einmal im Jahr in die Waschküche tat, und zwar an einem der Sommertage, an dem das Theater seine Tore geschlossen hatte. So war denn der Kittel mit einer Unmenge bunter Flecke malerisch bemalt. Aber der Kittel gehörte zu Wany, genau wie sein Kaffee.

„Ach ja, das war es, Wany's Kaffee! Der jedem armen, müden, frierenden, hungernden und dür-stenden Künstler, wenn er von seinem Auftritt kommend den Flur entlang an Wany's Tür vorbeig-ing, als Wohlgeruch in seine schnuppernde Nase ging. Und er pockte an die Tür. „Ja?“

„Wany, Wany, hast du 'ne Tasse Kaffee für mich?“ Der Künstler steckte den Kopf in den Tür-spalt. „Ja. Komm nur!“

Und Wany holte Tasse, Teller und Löffel aus einem Schrank, nahm die Mütze von der weißen Kaffeekanne und gab dem Schmeichenden die Tasse, die er ihm entgegenhielt, so voll, daß, wenn die Kondensierte aus der Blechküche noch hinzu-kam, sie bis zum Rand gefüllt war.

Im Premierenabend war Hochbetrieb; dann steckte Wany immer wieder und wieder den Stecker der elektrischen Kaffeemaschine in den Anschluß, denn dann kamen auch die Jungen, die Anfänger, die mit der kleinen Gage, und wollten Wany's Kaffee für fünfzehn Pfennig die Tasse.

Unter diesen nun war ein blondes, noch sehr junges Mädchen mit wunderhübschen, großen Augen. Diese Schauspielerin schloß der Gardero-bier vor allen anderen in sein Herz. So sehr, daß er ihr den Kaffee nie anrechnete, daß er ihr oft eine Tasse in ihre Garderobe hinaufbrachte, wenn er sie am vorigen Tag vergebens erwartet hatte.

Angelika hieß das blonde Mädchen. Es stand oft hinter der Bühne und sah durch ein kleines Loch in der Kulisfenwand den großen Kollegen auf der Bühne zu. Dann kam Angelika zu Wany hinauf. „Na, Mädele, was hast denn wieder für betrühte Augen?“

„Wany — hast gelesen? — Im Kasten hängt der neue Besetzungszettel. Du, ich hab' wieder keine Rolle.“

„Tut nichts, Mädele. Wart nur! Kommt alles eines Tages. Glaub nur immer an dich!“

Er braute Kaffee auf, suchte die blumenge-schmückte Tasse hervor, die er seiner Frau eigens für Angelika abgebetellt hatte, tauchte ein Stück Zucker auf das andere in die gefüllte Kaffeetasse und schwakte lustige Dinge, daß die Betrühte ihren Kummer nur so vergaß. Als über den Flur aus der gegenüberliegenden Garderobe der Ruf tönte: „Wany! Wany, schnell! Umzug!“ blieb Angelika allein in Jenseits, des großen Künstlers, Garde-robe. Sie trat an den Schminktisch, faßte nach einer der vielen Schminktangen, seufzte, wenn sie auf die prächtigen Gewänder blickte und ihr viel zu weites Kalktrockenkleid damit verglich, und seufzte den Tag herbei, an dem sie einmal mehr als nur einen Satz sprechen durfte.

Wany war geschäftig; mehr als zwanzig Jahre Theatererfahrung hatte manche kleine Weisheit seinen Anschauungen beigelegt. Der große Jenseits

ließ sich gern mit ihm in ein Gespräch ein.

„Warum bist du zum Theater gegangen, Wany? Aus dir hätte ein Minister werden können“, lachte Jenseits. „Der weiß —“, sagte Wany.

„Nun ja, es wird aus manchem kleinen Men-schen etwas Großes.“ Jenseits lächelte sich die Napoleonode in die Stirn und zog die Stirn in finstere Falten. „Mein erster Intendant jagte mich davon, ich solle lieber Schuster werden oder Schneider, doch kein Schauspieler. Heute —“

Die Garderobentür wurde aufgerissen, und der Regisseur stürzte herein. „Die Bergen ist ohn-mächtig geworden — um Himmels willen, was fangen wir an? Premiere und ohne Hortenke —!“

Wany sagte ruhig: „Die Angelika ist doch da.“

„Die Angelika?“

„Sie sitzt doch tagtäglich auf den Proben im Zuschauerraum. Wird die Rolle der Bergen schon können, verlassen Sie sich drauf.“

„Teufel, ja!“ Die Garderobentür schlug zu.

„Götterfabel! Was dir auch alles beifällt! ... Uebrigens, Wany, unter uns: die Angelika —“ Jenseits hob den Finger bedeutsam in die Höhe — „das Mädel macht noch mal seinen Weg ... Wiß-schen ungestüm noch, viel Pfeffer und Salz, dazu ein eigenartiges Wesen — aber Begabung — große.“

Jenseits stand auf. Das letzte Klingelzeichen er-

Großwildjagd in Karelien

Ein Tatsachenbericht vom nördlichen Eismeer / Von Hermann Reinecke

Wir glaubten unseren Ohren nicht zu trauen, als uns Jyrgi Pyy, der 90 Jahre alte Großwildjäger von Karelien, die Ankunft einer Herde wilder Rentiere verkündete.

Wilde Rentiere am nördlichen Eismeer? Ach, wo waren die Zeiten geblieben, als die Herden noch in unübersehbaren Mengen die weiten, weiten Flächen Finnlands, Norwegens und Nord-schwedens überzogen. Heute ziehen sie fein säuberlich mit den nomadischen Lappen von Land zu Land, und an eine regelrechte Jagd ist überhaupt nicht zu denken — wenn man nicht gerade Glück hat.

Dieses Glück hatten wir! Sven Svenstörn, der junge Jagdgehilfe aus der Peltamobucht, wo die Sonne sieben Monate überhaupt nicht aufgeht und wo die Menschen neben der Rentierzucht von Fisch-fang und vom Goldgraben leben, brachte die Mel-dung selber ins Tal. Schon von weitem sahen wir ihn aufgeregter mit beiden Armen winken, und als er seine Stier zum Stehen brachte, schrie er: „Renti-ere unterwegs — müssen in einer halben Stunde kommen — alles fertig machen zur Jagd!“

Keine Frage: wenn Svenstörn uns die Meldung brachte, konnte sie nur von Jyrgi Pyy stammen. Svenstörn erzählte, daß der alte Großwildjäger mit einigen Lappen von der rechten Flanke her ein-fallen wolle, so daß wir die wilden Rentiere in einem halben Bogen einfleisen konnten. Zehn Minuten später war unser Lager auf den Weiden. Alle hatten ihre Schneeschuhe angeschnallt, und Svenstörn befahl, die Feuer auszulöschen, um die flüchtenden Tiere nicht zu warnen.

Es war hundertfals, als die Brände erstickten. Ein eifriger Wind fuhr über die karelistische Tundra. Ganz schwach nur drang das Licht der Wintersonne zu uns, aber am nördlichen Eismeer lernt der Mensch, auch bei halber Nacht auf Jagd zu gehen.

Ein Pfiff klang von der Nordwesthöhe. Jyrgi Pyy eilte den schneebedeckten Abhang herunter und bremste unmittelbar vor unseren Zelten. Ich sah den berühmten neunzigjährigen Großwildjäger heute zum ersten Male. Sein Gesicht war frisch,

tönte. Wany fuhr sich mit dem Ärmel seines gelblichen Kittels über die Augen. Er öffnete Jenseits die Tür. „Tut, tut, tut“, er bespate die Napoleonsuniform.

Heute bekam niemand von Wany Kaffee. Wany stand in der Seitenfalle und erwartete klopfen-den Herzens jeden Auftritt Angelikas. Sie sah auch gut aus in dem weißen atlasseidenen Empire-kleid mit den Perlen um den entblößten Nacken, den blonden kurzen Locken und der strahlenden Miene — weiß der Himmel! Und dann, wie das Klang, wenn sie sprach!

Angelika reichte dem alten Wany nach der Pre-miere glücklich ihre beiden Hände.

Am nächsten Tag bekam sie vom Büro ein kleines Dankschreiben des Direktors und eine An-weisung auf fünfzehn Mark Honorar. Am Abend aber spielte die Bergen wieder. Und Angelika saß in dem grauen Kleid einer Frau aus dem Volke bei Wany, der in die blumengeschmückte Tasse den Kaffee goß, und ihre Tränen wuschen den Puder von ihrem Gesicht.

„Daß gut sein, Mädele — paß auf, kriegst ein gutes Engagement für die Provinz im nächsten Jahr, und dann wirst spielen, jeden Abend. Jeder Mensch hat nun einmal 'ne Pechstippe im Leben, und die keine reißt schon eines Tages ab.“

Angelika trug weiter Briefe auf die Bühne, rollte den Teemagen heran, schwirte unter der Hofgesellschaft herum, lachte hell, spielte in einem Biedermeierkleid und zapfte an den Ringelblöcken.

Wany's gelber Kittel wurde immer bunter, und

blutrot die Wangen, und um das Kinn hing ihm ein kräftiger, weißer Vollbart. Sein Gewehr hing über dem Rücken, und im Gürtel steckten zwei Messer.

„Wozu?“ fragte ich ihn und deutete auf die Messer.

„Falls Bären kommen!“ erwiderte er. „Man kann nicht wissen, Herr — —“

Stumm standen wir auf unseren Schneeschuhen und starrten nach Nordosten. Da deutete der alte Großwildjäger plötzlich nach links: Kein Zweifel mehr — die ersten wilden Rentierherden brachen herein ...

Im Nu fauste Sven Svenstörn hinter ihnen her. Es sah aus, als ob ein fliegender Pfeil über die Tundra fuhr. Gleich hinter ihm lief der alte Pyy, dann folgten zwei Finnen, ein Norweger und fünf Lappen, alle auf Skiern. Die kleinen Lappen — schwarzhaarig, unterseht, ziemlich trumme Weine — hielten sich mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit auf den Schneehängen. Jeder wußte, daß sie nie große Künstler im Skilaufen gewesen waren.

Einen Augenblick trübten die Rentiere, aber auch nur einen Augenblick. Dann machten sie ent-schlossen kehrt und stürmten in den Wald hinein, der zur rechten Hand in nordöstlicher Richtung lag. Dunkel lagen die verküppelten Tannen ...

Sei verschönlit, holbe Waldgöttin, Und sei gabenmild, großer Waldbott, Ewig herrschende Könige der Wälder! Selbst mir zu jagen das Glück, Zu fangen das Vieh des Waldes, Und leitet die Deute zum Hügell ...

Das war die uralte Beschwörungsformel der Kalevala-Jäger, die der alte Jyrgi leise aufgesagt hatte, aber doch so, daß wir alle sie hören konnten. Mit großen Sprüngen setzte er über die Hänge, faßte entschlossen Fuß auf der anderen Seite, stieß wieder ab und eilte von neuem den flüchtenden Rentieren nach. Mit der Zeit gewannen die Ge-hekten aber Vorsprung. Weiter und weiter ge-langten sie in die dunklen, unheimlichen Wälder der finnischnordischen Grenze.

der Herr in der äußerst angenehmen Arbeit des Geldverleihens ein und fragte:

„Warum lachen denn alle Herren? Wer war diese alte Dame? Lacht man über sie?“

„Ja!“ sagte der Beamte. „Die Sache ist so.“ Der Herr Kassierer steckte den Bleistift hinter das rechte Ohr und lehnte sich an die Marmortafel. „Seit vielen Jahren kommt diese alte Frau, wir nennen sie alle der Einfachheit wegen Mütterchen Bold, und fragt, ob ihr Los gezogen wurde. Kein Monat vergeht, ohne daß das alte Mütterchen erscheint. Immer ist sie sonntäglich gekleidet. Immer eilt sie auf diesen Schalter zu, immer stellt sie dieselbe Frage!“

„Nun? fragte der Herr verwundert.“

„Ja, wissen Sie, ihr Los kann nämlich niemals ziehen!“

„So, ist es wertlos geworden?“

„Nein, aber sie besitzt gar kein Los!“

Da mußte auch der Fremde lächeln.

„Sehen Sie, mein Herr, was sollen wir da machen? Warum sollen wir unhöflich sein? Die Türe steht jedem offen. Wir sind für alle Kunden da. Vielleicht hängt daran ein Zauber, den wir nicht verstehen? Es gibt oftmals Vorurteile im menschlichen Leben, die wir im ersten Augenblick nicht verstehen, die uns vielleicht unlogisch er-scheinen!“

Aber der Fremde hatte scheinbar die Rede des Herrn Schalterbeamten ganz überhört. Nachdenklich sah er ein Weichen vor sich hin, dann griff er plötzlich nach einem Hundertmarkschein und legte das Geld dem Kassierer auf den Tisch.

„Vielleicht können wir der alten Dame eine

am Schluß der Spielzeit schien es wohl an der Zeit, ihn der reinigenden Seifenlauge anzuver-trauen.

Angelika schloß einen Vertrag mit Mannheimer ab. Als sie Wany die Hand zum Abschied gab, sagte er ihr das, was der große Jenseits über sie gesagt hatte ...

Im Leben kommt und geht alles, dachte Wany, es ist ein ewiges Auf und Ab — was hätte es ihm schon genützt, wenn er wirklich nicht Garderobier geworden wäre? — „Und die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens davongetragen, ist die Einsicht in das Nichts und herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wün-schenswert.“ — Es war der gleiche Tonfall, in dem Jenseits Talbois Sterbemorte sprach ...

An dem Tag, da Wany mit einem sauberen und frischgebügelten Kittel seine Garderobe betrat, stand Angelika auf der Mannheimer Bühne als Maria Magdalena. Als sie sich nachher abschminkte, wurde ihr ein kleiner brauner Karton gebracht. Angelika löste das Band. Drei Rosen lagen da-rinnen und ein Zettel dabei: „Ich halt' dir beide Daumen, Mädele. Wany.“

Angelika hat den kleinen braunen Karton mit den trockenen Rosen als kostbaren Talisman be-wahrt. Immer lag er in der Schieblade ihres Schminktisches.

Zehn Jahre später, als sie auf der Höhe ihres Ruhmes stand, fiel Wany eines Abends in seiner Garderobe nieder. Der Schlag hatte ihn getroffen.

Angelika war dabei, als man ihn zu Grabe trug.

Sven Svenstörn drehte sich um und rief dem alten Jäger ein paar Worte zu. Jyrgi Pyy nickte dazu, zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Und nun ereignete sich etwas Wunderbares, etwas, was ich früher nicht für möglich gehalten hätte: Die Verfolger gingen zum „karelistischen Wildjägertrick“ über, um die flüchtenden Tiere zu überholen. Der spielte sich folgendermaßen ab: Svenstörn schlei-terte mitten im Skilaufen zuerst seine Wüfte von sich, dann zog er seine Weste aus, warf sie ebenfalls beiseite, schließlich folgte die schwere Fell-Kopf-bedeckung — und buchstäblich in der Unterleibung jagte er mit vergrößerter Geschwindigkeit dem flüchtenden Tieren nach. Jyrgi Pyy verlangsamte seine Fahrt, um einen Lappen vor sich zu lassen, der mit seinem Speer im Laufen die weggeworfenen Sachen aufspießte. Dann ging der Alte wieder nach vorn, und jetzt fing auch er an, sein Zeug mitten im Laufen von sich zu werfen — in wenigen Minuten rannte er im Unterzeug über die Hänge, den Rentieren nach. Es war eine wilde Jagd, ein Wettrennen der Tiere mit dem unbarmherzigen Tode.

Dann trachten Schüsse im Walde, Svenstörn hatte die Herde eingeholt und begann zu feuern, gleich darauf hörten wir auch den Alten aus Karelien schießen. Die Rentiere bogen panikartig aus, liefen uns aber geradewegs in die Arme. Blitzschnell hoben die Lappen ihre Schußwaffen und feuerten. Es gab für die Tiere kein Entrinnen mehr. Werkwüthigerweise kümmerten sich die Lappen aber nicht um die erlegten Rentiere, son-dern liefen auf ihren Skiern dorthin, wo Sven-störn und Jyrgi Pyy kämpften. Ich kam langsam nach, und dann sah ich, was der Zweck war: die Lappen zogen das Zeug der Jäger von ihren Speeren und warfen es den beiden zu, damit sie sich schnell wieder anziehen konnten. Es war auch höchste Zeit, denn die beiden Jäger dampften aus allen Poren, und rings herum herrschte eine Kälte von 27 Grad Celsius. Nun kamen auch die beiden Finnen und der Norweger wieder in Sicht. Sie waren unterwegs abgebogen, um die Tiere ein-zufleisen zu helfen, und rannten schließlich ebenfalls in Unterleibung durch die Wälder. Der letzte der Lappen fuhr als „Rumpensammler“ hinterher und überreichte zum Schluß jedem seine Sachen.

Die Deute war nicht übel — vierzehn wilde

Mütterchen Bold gewinnt in der Lotterie / Von Hans Wildgrube

Das alte Mütterchen Mathilde Bold gehörte zu den eigenartigen Kunden des Banthauses Pfund-mayer & Habergassel. Vielleicht war sie die seltsamste Kundin.

Seit vielen Jahren, regelmäßig einmal in jedem Monat, führte sie den Weg in die Bank. So sicher als das Mütterchen Bold kam nicht einmal ein Wechsel.

Schon an der Tür umspielte ihre Lippen ein fei-nes Lächeln. Der Portier strich sich bedächtig über den weißen Bart und legte grüßend die Hand an die Mütze, obwohl die Bank an dieser Kundin noch keinen Pfennig Geld verdient hatte.

Frau Mathilde Bold trug stets ihr Feiertags-gewand; es war aus alter, knisternder, rauchender, schwarzer Seide. Auf dem blinkenden Haar saß ein kleines Hütlchen.

Mit raschen, kurzen Schritten kam sie auf den Schalter zu.

„Lieber Herr, können Sie mir nicht sagen, ob mein Los gezogen ist?“

„Nein, Frau Bold, diesmal nicht!“

Seit ebensoviel Jahren als Frau Bold kam, schüttelte der Beamte immer wieder den Kopf.

„Schön! Dank!“ nickte das alte Mütterchen, schenkte dem Beamten ein besonderes Lächeln und war wieder fort.

Die Beamten ließen dann gewöhnlich die Arbeit für einen Augenblick im Stich und sahen der alten Frau nach. Als wäre das Lächeln des Mütterchen zurückgeblieben; so lächelten die Herren der alten Frau nach.

Wieviel Geduld gehörte zu diesen vergeblichen Besuchen. Wieviel Ausdauer und wieviel Kraft. Und wieviel Gleichgültigkeit, das Lächeln der Beamten und der Leute zu ertragen. Aber Frau Bold zürnte nicht; sie wurde nie verdroffen, nie unwillig.

Und erschien wieder.

Das Sonntagskleidchen sauber gepflegt auf dem weißen Haar. Das alte, schwarzseidene Kleid mit den Schiftenärmeln ward von der Rechten ein wenig grazios gehoben, achtsam und zierlich. Rasch trat die Frau auf den gewohnten Schalter zu, drängte einen Herrn zur Seite, der eben äußerst angenehm damit beschäftigt war, eine Menge Geld in der Brieftasche zu verstauben.

„Guten Tag! Lieber Herr, können Sie mir nicht sagen, ob mein Los gezogen wurde?“

„Nein, immer noch, Mutter Bold!“

Das alte Mütterchen nickte dankend, lächelte zu dem Schalterbeamten und schritt eilig fort.

Als diesmal die Beamten laut zu lachen an-fingen und dem alten Mütterchen nachsahen, hielt

Freude machen. Vielleicht eine langjährige Geduld belohnen. Vielleicht einen für sie unendlich großen, für uns kleinen, süßen Wunsch erfüllen? Mein Los zog heute. Bitte, wenn die Dame wiederkommt, sagen Sie ihr, daß auch ihr Los einen Treffer machte, und überreichen Sie ihr diese Kleinigkeit!“

Der Beamte nahm das Geld in Empfang, aber während er die Besichtigung darüber schrieb, war der fremde Herr schon fort.

Dann kam der Tag, da der Beamte den Treffer ausbezahlte.

Da blickte das alte Mütterchen den Beamten erst mit großen Augen an. Es war wohl ihr stärkster Augenblick, ihr tiefstes Erlebnis.

Dann winkte es plötzlich dem Beamten, sich näher zu beugen und flüsterte:

„Hören Sie mal, ich habe ja gar kein Los! Das Geld gehört ja nicht mir!“

Da lächelte der Mann, wurde sofort wieder ernst und sagte:

„Frau Mathilde Bold, der Treffer gehört Ihnen, zweifellos, Sie haben gewonnen!“

Nun aber richtete sich das Mütterchen Bold auf und sagte mit lauter, bewegter Stimme, und alle in der Bank konnten es hören, so stark, überzeugt und sicher klang die Stimme:

„Seh'n Sie, seh'n Sie, hab' ich's nicht immer ge-sagt, beim lieben Herrgott ist nichts unmöglich!“

Diesmal blieben alle Leute ernst.

Das Mütterchen Bold faltete mit bebenden Fingern den Geldschein, steckte ihn in das alte Perle-beutchen, ging mit raschen, kleinen Schritten fort.

Und kam nie wieder ...

Renntiere blieben auf der Strecke, alles Kapitale Tiere mit gewaltigen Hörnern. Das reichte zur vorläufigen Fleischversorgung.

Als wir mit den toten Tieren heimwärts zogen und sie im Schnee hinter uns her schleiften, empfingen uns an der ersten westlichen Biegung zwei Männer auf Schneeschuhen, die auf dem Gang Aufstellung genommen hatten und, die schüsselförmigen Gewehre in den Händen, feindselig auf uns hernieder starrten. Sie sagten kein Wort, sondern verfolgten uns stumm mit ihren Blicken, bis wir verschwunden waren.

„Konkurrenten?“ fragte ich den alten Pyy.
„Nein, nein,“ lachte er und schob sich eine Rolle Kautabak in den Mund, „das sind keine Renntierjäger, sondern russische Grenzwachter auf Stiern, die wahrscheinlich geglaubt haben, daß wir auf ihrem Staatsgebiet verbotenerweise jagen wollten. Sie haben uns schon manches Mal dazwischengeschoben, aber heute war nichts zu machen, wir befanden uns die ganze Zeit auf finnisch-farelischem Gebiet. Das mußten sie genau — außerdem sind wir elf Männer, sie nur zwei. Das dürfte wahrscheinlich den Ausschlag gegeben haben.“

Alles lachte. Dann schleppten wir unsere vierzehn Renntiere weiter durch den Schnee, heimwärts, dorthin, wo unsere Zelte standen und wiederum zwei Stunden entfernt die kleinen, aber warmen Holzhäuser winkten. Pelschenga heißt die Gegend, in die wir während der nächsten Tage wandern wollten, und wer schon einmal im Sommer dort oben war, wird wissen, daß ein russisch-orthodoxes Kloster in der Nähe ist — —

Zwei Rekorde

Van Peter Matthews

Doktor Stammer, der Schiffsarzt der „Marie“, trat aus dem Schwerkrankenraum des Vazarett. Er zog, mit einem Blick über die Schulter, leise die Tür hinter sich zu. Sein Gesicht war sorgenvoll. Rasch ging er den Gang entlang zur Treppe, die zum Oberdeck führte. Von dort stieg er zur Brücke hinauf.

Dort oben standen der Kapitän und der Erste Offizier über den Kartentisch gebeugt. Der Mann am Steuer starrte auf die See hinaus und warf ab und zu einen Blick auf den Kompass.

Als Stammer die Brücke betrat, hob der Kapitän den Kopf. „Nun —?“ fragte er. „Wie geht es dem Patienten?“

„Schlecht“, sagte Doktor Stammer. „Sehr schlecht. Ich fürchte, es ist hoffnungslos. Wenn Grafft nicht innerhalb der nächsten zwölf Stunden operiert wird, kann ihn nichts mehr retten. Und wir — wir brauchen mindestens noch vierundzwanzig Stunden bis Newyork.“

„Mindestens“, sagte der Erste Offizier. Ein Schweigen entstand, schwer und lastend. Endlich räusperte sich der Kapitän.

„Sie selbst“, fragte er vorsichtig. „Können diese Operation nicht vornehmen?“

„Unmöglich“, sagte Doktor Stammer und schüttelte den Kopf. „Erstens sind wir auf so schwere Fälle hier nicht eingerichtet, und zweitens ist diese Operation Sache eines Spezialisten. Professor Grunter in Newyork wäre der richtige Mann.“

„Es ist ein Jammer, Grafft macht die zehnte Reise als Heizer auf diesem Schiff. Ein braver Kerl. Vor einem Jahr erst hat er geheiratet, und — jetzt wartet zu Hause ein Kind auf ihn.“

Der Kapitän seufzte und wandte sich ab.

Unten auf Deck ertönte ein Ruf, dem lautes Stimmengewirr folgte. Die Passagiere standen zusammengedrängt am Heck des Schiffes und deuteten auf das Meer hinaus. Fern am Horizont zeichnete sich der silberne Rumpf eines Flugzeuges gegen den Himmel ab. Es kam rasch näher.

„Die Flieger!“ sagte der Erste Offizier und trat mit dem Fernglas an die Brüstung.

Die Flieger, drei an der Zahl, waren in Europa aufgestiegen, um ein neues Wasserflugzeug zu erproben. Es galt, in kürzester Zeit in Newyork zu landen. Seit Stunden fand der Funker der „Marie“ mit den Festlandstationen in Verbindung. Alle Schiffe auf der ständigen Route nach Newyork waren aufgefordert, auf die Flieger zu achten und Positionsmeldungen zu geben.

Pfeilschnell kam das Flugzeug herangeschossen. „Ein tolles Tempo!“ sagte der Erste Offizier und ließ das Glas sinken. „Ich schätze, in spätestens drei oder vier Stunden haben sie es geschafft!“

„Ja“, sagte der Kapitän, „wirklich erstaunlich, wenn man bedenkt, daß wir für die gleiche Strecke noch ... Bitte?“

Er brach unvermittelt ab und wandte sich zu Doktor Stammer um, der ihn jäh am Arm gepackt hatte.

Das Flugzeug war jetzt so nahe herangekommen, daß man die Stimme erheben mußte, um sich überhaupt einigermaßen verständlich zu machen.

„Grafft mußte bei ihnen sein“, rief der Doktor heiser und deutete nach oben. „Wenn sie ihn mitnehmen würden, wäre er gerettet. Ich möchte versuchen —“

„Nieber Mann!“ unterbrach ihn der Kapitän. „Diese Leute sind im Begriff, einen Schnelligkeitsrekord aufzustellen. Bedenken Sie doch das!“

„Es geht um ein Menschenleben“, sagte der Arzt verbissen. „Geben Sie mir offiziell die Erlaubnis, mit den Fliegern in Verbindung zu treten?“

Der Kapitän sah ihn einen Augenblick schweigend an. Dann zuckte er die Achseln. „Selbstverständlich“, sagte er. „Sie haben natürlich die Erlaubnis, alles zu tun, was den Kranken retten könnte. Ich fürchte nur ...“

Doktor Stammer verschwand bereits in der Funkkabine. Kurze Zeit darauf brach der Motorenlärm in den Lüften plötzlich ab. Der silberne Vogel zog eine weite Schleife um das Schiff und kam im Gleitflug auf das Meer herab. Der Kapitän und der Erste Offizier sahen sich sprachlos an. Im gleichen Augenblick stürzte der Doktor aus der Funkkabine heraus und rannte über die Brücke.

„Sie nehmen ihn mit!“ rief er. „Lassen Sie ein Boot klar machen, Kapitän — ich hole Grafft!“

Einige Minuten später stieg ein Boot von der „Marie“ ab und hielt auf das Flugzeug zu, das in geringer Entfernung auf den Wellen schaukelte. Das Boot ging längs der Küste und das Flugzeug übernahm eine Bahre, auf der ausgestreckt eine menschliche Gestalt lag. Dann donnerten die Motoren aufs neue, der Silbervogel hob sich aus dem Wasser ...

Am nächsten Mittag standen der Kapitän und der Erste Offizier der „Marie“ auf dem Balkon eines Newyorker Hotels und blickten auf die festlich geschmückte Straße hinab. Dort unten stand Kopf an Kopf eine Menschenmenge, die auf den Einzug der Flieger wartete.

Die Hand des Schicksals | Heitere Skizze von Lohar P. Manhold

Ein Herr v. Z. erzählte folgende lustige Geschichte vom Selbstmord seines Vaters, des jungen Bertold von Carolis. Beide waren vor vielen Jahren Referendare beim Amtsgericht in Danzig gewesen, doch während Herr v. Z. mit schönem Eifer seine Studien vertiefte, hatte der junge von Carolis allerlei Nöten im Kopf; so nahm er Gesangsstunden und plante lange Zeit, sein Glück als Operntenor zu machen. Tatsächlich warf er den Beruf auch eines schönen Tages hin und fand Unterhalt in der Oper. Der Major, sein Vater, regte sich über diese Fahrenflucht nicht auf, denn er kannte seinen Jungen nur zu gut und tröstete die Mutter mit dem Wort vom jungen Wein, der gären muß.

So lebte Bertold denn eine Zeitlang unter den Beuten des Theaters, fleißig sang er in den Proben mit, und endlich nahte der Tag, da er zum ersten Male im Chor auf der Bühne erscheinen sollte. Da trat kurz vor Beginn der Oper der Spielleiter, ein gewisser Friedrich Eisenbeiß, in die Garderobe der Choristen, wo Bertold von Carolis, schön geschminkt und in ein anmutiges, mit Sternen besticktes Gewand gekleidet, auf und nieder schritt und dabei mit heller Stimme allerlei Arolaturen sang, etwa ein schmelzendes „O holde Königin!“ oder ein markiges „Ja, Gustache! Schändlicher Verräter!“

Eisenbeiß klopfte ihm mit dem Knöchel auf die Schulter und sagte grimmig: „Sie, Herr Kollege, halten Sie mal einen Augenblick die Luft an!“ Und als Bertold errötend schwieg, befahl Eisenbeiß: „Sie gehen jetzt sofort in die Statistengarderobe hinauf. Mir fehlt der komische Soldat im Festzug. Ziehen Sie sich um! Aber beeilen Sie sich. Fix! Runter mit dem Talar!“ Bertold bekam ein langes Gesicht, er wagte aber nicht, zu mucken. Betrübte zog er sein schönes, funkelndes Edelmannsleid aus, legte auch die wachsblonde Vorderperücke ab, hängte sich den Wintermantel um die Schultern und ging mühsam in die Garderobe der Statisten. Mit sich und der Welt unzufrieden.

Hier mußte er ein steifes, am Hals krabendes Häkchen anziehen. Dann zerrte er ein verwachsenes Trikot über die Beine. Der Friseur legte ihm eine dicke Pappnase auf, unter der ein frangier Schnurrbart herabhing. Eine Glace wurde ihm auf den Kopf gestülpt, und ganz zum Schluß zwang man ihn noch, ein Polster unter die Jacke zu nehmen, damit es aussah, als habe er einen Schmerzbauch.

Jetzt kam auch Doktor Stammer auf den Balkon hinaus. Er rieb sich die Hände, und sein Gesicht strahlte.

„Grafft ist durch“, sagte er. „Professor Grunter hat eben telephoniert, daß keine Gefahr mehr besteht. Die Operation ist glänzend gelungen.“

Unten ertönte Pferdegetrappel. Eine Abteilung Kavallerie trabte die Straße herauf. Dann kam ein großes offenes Auto mit drei Männern, bei deren Anblick die Menge in begeisterten Jubel ausbrach. Papierschlängen und Konfetti wirbelten durch die Luft.

„Ein schöner Reford“, sagte der Kapitän und schwenkte die Mütze.

„Zwei“, sagte der Doktor lächelnd. „Zwei Reforde! Ein technischer und ein menschlicher ...“

men, damit es aussah, als habe er einen Schmerzbauch.

Als er mit dem Spieß in der Hand auf den Gang hinaustrat, liefen die Statisten, die Rüssel, zusammen und riefen: „Das ist ja Mars! Der Kriegsgott Mars!“ Einer fing an zu singen, und die andern stimmten im Chor mit ein:

Heil sei dem Tag, da du bei uns erschiehst — hienem, Dideldum — dideldum — dideldum — Es ist schon lange her, Das freut uns um so mehr.

Bertold entwich auf die Treppe, hier aber umringte ihn ein Rudel bekränzter Mädchen, die folgten ihm lachend, hüpfend und riefen: „Diderchen! Klein-Diderchen!“

Die Oper war indessen schon im Gange, hinter dem Prospekt wurde ein Zug von Kirchgängern gebildet? Edelente, Bürger, Ritter, Mädchen, Mönche, Kinder und Soldaten. In einer Gruppe von Landsknechten machte Bertold den Beschluß. Die andern sechs waren lange, stattliche Rabander, die sich mit Siebenmeilenschritten unvermutet in Bewegung setzten, was der in seinen Zorn und Kummer verknäuelte Bertold erst bemerkte, als sie schon über die leuchtende Bühne stieften. Schnell hopfte er hinterdrein, doch der Spieß geriet ihm zwischen die Beine — hoppla! da rollte er vor die Rampe. Ganz verwildert sprang der gute Junge auf und versuchte zu entweichen, in seiner Aufregung sah er jedoch die Ausgänge nicht; er umirrte den Heldenbariton, der, bei stürmisch bewegtem Orchester singend, den umbertaumelnden Bertold hinauszustoßen versuchte, was ihm aber nicht gelang, denn er mußte vor allem auf die Einsätze achten.

Zu spät in dem Augenblick, als er mit gewaltiger Ungenauigkeit von der Hand des Schicksals sang, die im rechten Augenblick eingetreten war, öffnete sich die Kirchentür. Eine Hand mit gespreizten Fingern erschien ... Es war die des Spielleiters Eisenbeiß, sie packte Bertold vorn beim fragenden Jäckchen und zog ihn beim schallenden Paukenschlag, der die Arie von der Hand des Schicksals abschloß, hinter die Kulisse. Die Pantomime war beendet ...

Die Leute im Parkett und auf den Rängen wieherten vor Lachen. Der Spielleiter lehnte erschöpft an einer Kulisse und bewegte auf den beglückenden Zuspruch der üppigen Sopranistin nur schwach die Hände in den Gelenken. Durch eine Allee verstei-

nerter Bühnenhelfer ging Bertold wie auf Wolken zur nächsten Tür hinaus. Er wußte später nicht mehr, wie er die schmale Steintreppe hinuntergekommen war. Er wußte nicht mehr, wie er die Gassen durchlaufen hatte. Er wußte nur, daß er ein Ende machen wollte. Er lief durch ein dunkles Tor, da war die lange Brücke, er schwang sich über das Geländer und ließ sich kopfüber auf den schimmernden Fluß fallen.

In seiner blinden Verzweiflung hatte der junge Herr von Carolis etwas sehr Wichtiges übersehen: Die Schlittschuhbahn auf der Mottlau nämlich. So kramte der Selbstmörder gemächlich auf das Eis, zerkniet sich die Hüfte und verstauchte die Hand. Männer, die auf dem Eis gingen, wollten ihm aufhelfen. Als sie kamen, stand er schon auf den Beinen, streckte die verletzten Hand in den Gürtel, verbiß den Schmerz, zwang sich zu wiegendem Schritt und ging, als wäre nichts geschehen, leise flötend davon. Die Leute sahen sich verwundert an und fragten einander: „Was ist das?“ Wo kam denn der her?“

Schon am nächsten Tage reiste der junge Herr von Carolis nach Hause. Er sprach wie ein Mann zum Manne mit seinem Vater, der den Jungen dann vor die Mutter stellte mit den Worten: „Der junge Wein hat ausgebraut.“

Vier Gedichte / Van G. L.

Freund ist die Zeit,
sie nimmt dich mit!
Setz du bereit,
halt mit ihr Schritt!
Droht auch der Pfad
dunkel und steil:
Eiserne Saat
führt sie zum Heil!

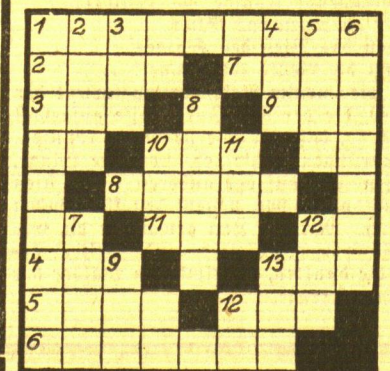
Der Hammer schlägt, der Meißel klingt,
und der gemeine Stein zerpringt;
denn der edle Stein erträgt die Schläge,
die der Meister schlägt:
er macht sich hart,
zu Kraft geballt,
und wird Gestalt. —

Tausend Leben beginnen,
gleiten dahin und verrinnen
traurig und grau und gemein.
Ratlos steh'n sie und klagen:
Willkür ist Glück und Verhängen,
Zufall ist alles und Schein.
Du aber pflanze das Mühen
tief in das Herz! Es wird blühen,
wird dir zu Schicksal und Sinn!
Nur wer die tausend Gewalten
lebt, kann sie wandelnd gestalten,
und er darf sagen: Ich bin!

Wach in dein Schicksal hinein, wie der Baum in den Grund!
Suche in Dürre und Stein heimlichen Quellenmund.
Was du wachsend durchdringst: immer wird es dein,
was zum Freunde du zwingst, wird dir verankertes Sein.
Wach in dein Schicksal hinein, kläglich machst dich die Flucht!
Eignes Schicksal allein schenkt dir Blüte und Frucht!

Rätsel

Magisches Kreuz- und Quer-Wort-Rätsel



Waagrecht und senkrecht: 1. Sommerliche Erholungsfahrt. 2. Wohlgeschmack. 3. Hohe große Kirche. 4. Mittelasiatischer Strom. 5. Nebenfluß der Mosel. 6. Vorderasiatischer Strom. 7. Farbe. 8. Römischer Diktator. 9. Karolineninsel. 10. Zweistimmiges Lied. 11. Amphibie. 12. Schiffshilfsruf auf hoher See. 13. Buchstabe.

Problem „Olympiade-Training“



Skat-Aufgabe

B (Mittelhand) behält auf folgende Karte offenes Null: kr K, kr 7, p B, p 9, p 8, p 7, h 8, k B, k 8, k 7. Er findet kr 8 und h K, drückt die beiden Könige und verliert im 8. Stich, obwohl h 7 in Vorhand blank sitzt. Hinterhand hat die beiden höchsten Karo und auch drei

SCHACH

Partie Nr. 310. — Indisch.

In der folgenden Partie aus dem Turnier zu Swinemünde gewann Weiß durch eine weitberechnete Zugfolge einen wichtigen Bauern. Da außerdem noch Lücken in der schwarzen Königsstellung entstanden, erzielte der Weiße im Angriff schnell weitere Vorteile.

Weiß: Grohmann. Schwarz: Mross.
1. d2-d4 Sg8-f6
2. c2-c4 g7-g6
3. f2-f3 Lf8-g7
4. e2-e4

Der Weiße baut so eine feste Bauernmitte auf.

4. d7-d6
5. Sb1-c3 0-0
6. Lf1-d3 Sb8-d7
7. Lc1-e3 e7-e6
8. Sg1-e2 Sf6-h5

Mit g2-g4 könnte der Weiße jetzt das von dem Schwarzen beabsichtigte Gegenspiel mit dem f-Bauern erschweren.

9. 0-0 f7-f5
10. e4xf5 g6xf5
11. Dd1-c2

Jetzt zeigt es sich, daß der Bauernvorstoß des Schwarzen verfrüht war.

11. e5x4
12. Se2xd4 Sd7-e5

Der Weiße läßt sich auf eine sehr weit berechnete Kombination ein.

13. Sd4xf5 Se5xf4
14. Sf5xg7 Sh5-d8
15. Sg7-h5

Damit hat Weiß einen Bauern bei besserer Stellung erobert.

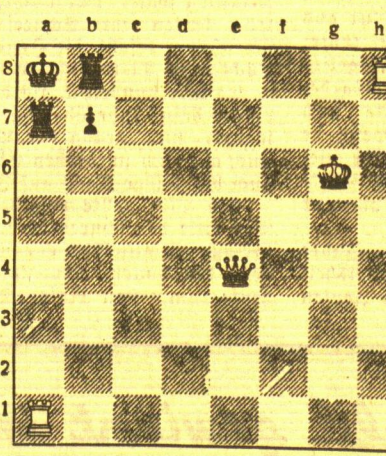
hohe Kreuz. Vorhand hat 51 Augen in den Karten. Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Fehl-Aufgabe

Unter Hinzufügung der Silbe „ma“ als zweite in jedem Worte sollen aus nachfolgenden 17 Silben 7 Wörter gebildet werden. Sind diese gefunden, ergeben sie in ihren Anfangsbuchstaben in bestimmter Reihenfolge einen beliebigen Sport.

GELEITE VON SCHACHMEISTER K. HELLING

Schachaufgabe Nr. 310. — Th. Herlin.



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 309.

E. Holm. Weiß zieht und gewinnt. Weiß: Ka8, Lc1, Sc3, Bd4 (4); Schwarz: Ke5, Lc7, Bd6, f6 (4).

1. Ka8-b7 Lc7-d8 (Nach Lb6 oder a5 käme Sc4+ nebst SxL). 2. Kb7-c8 Ld8-e7 3. Kc8-d7 Lc7-f8 4. Kd7-e8 Lf8-g7 5. Ke8-f7 und wenn jetzt der Läufer nach h8 geht, so wird er durch Kg8 gefangen. Geht er aber nach h6, so folgt Sg4+ nebst Sxh6. In beiden Fällen behält der Weiße Läufer und Springen, womit das Matt zu erzwingen ist.

Auflösungen der Rätsel aus der letzten Sonntagsbeilage

Auflösung des Illustrierten Kreuz-Wort-Rätsels

Waagrecht: Käfer Herz Eber Danzig Senkrecht: Laube Pferd Rhone Kreis.

Auflösung des Silben-Austauschs

Onkel Leiste Yssel Marke Prima Inka Alba Darre Enge.

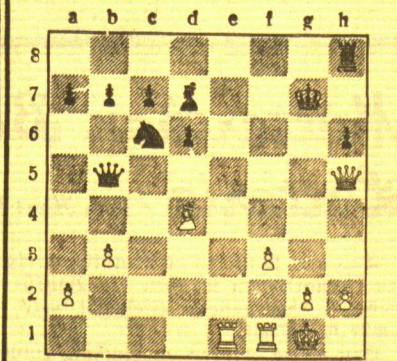
— Olympiade. —

Auflösung des Auszahl-Rätsels

Die Auszahlung beginnt mit dem untersten



15. Sd8-b4
16. Dc2-b3 Sf4xh5
17. Db3xb4 Dd8-b5
18. Sc3-e4 Sh5-f4
19. Db4-d2 Sf4-e6
20. Dd2-d5 Kg8-g7
21. Ta1-e1 h7-h6
22. Se4-g3 Lc8-d7
23. Sg3-f5+ Tf8xf5
24. Dd5xf5 Dh4xc4
25. Df5-h5 Ta8-h8
26. b2-b8 Dc4-b5
27. Le3-d4+



Dieses Figurenopfer bricht den letzten Widerstand.

27. Se6xd4
28. Te1-e7+ Kg7-f6
29. Te7-f7+ Kf6-e6
30. Tf1-e1+

und Schwarz gab auf, denn nach Se2+ Txex2+ Dxe2 käme Df5 matt.

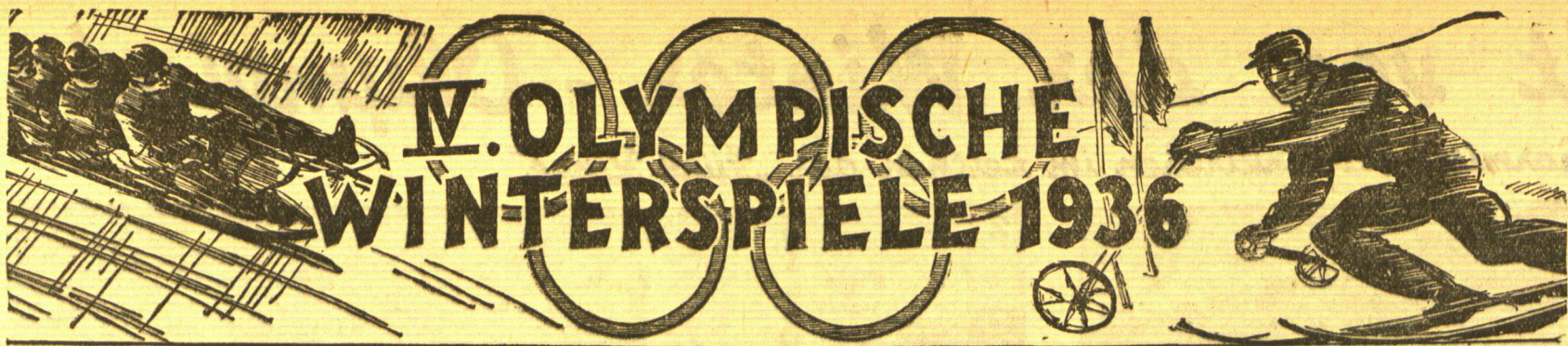
Buchstaben der linksseitigen drei Felder und ist in der Weise vorzunehmen, dass immer der dritte Buchstabe ausscheidet. Die Lösung ergibt sodann:

„Alte Liebe rostet nicht.“

Auflösung der Gegensätze

1. ritterlich, 2. oberflächlich, 3. deutlich, 4. entkräftet, 5. ledig, 6. schäbig, 7. christlich, 8. hartnäckig, 9. locker, 10. inhaltsreich, 11. treuerzig, 12. taktlos, 13. einseitig, 14. nobel.

— Rodelschlitten. —



Zweiter Tag der Winter-Olympiade

Norwegen siegt in den Abfahrtsläufen / Die Deutschen belegen die Plätze

Garmisch-Partenkirchen, 8. Februar.

Der Abfahrtslauf leitete die Reihenfolge der sportlichen Ereignisse bei den Olympischen Winterspielen am Freitag ein. Schon am frühen Morgen versammelten sich Läufer, Läuferinnen und Funktionäre an der Kreuzung-Talstation zur Abfahrt nach dem Kreuzjoch, das von der Gipfelstation aus in einem halbstündigen Aufstieg erreicht wurde. Die Rennstrecke, für Männer 3,8 Kilometer, für Frauen 3,3 Kilometer lang, ist eine rasch abwärts gerichtete, die zum größten Teil parallel der Kreuzung verläuft. Diese steile und schwere Strecke weist alle Voraussetzungen auf, die an eine solche olympische Prüfung gestellt werden muß.

Zunächst machten sich die Frauen in Minutenabständen auf den Weg. Ein schwerer Schlag traf die deutsche Skiemeinde, als Christel Granz, der man allgemein die größten Siegeschancen eingeräumt hatte, durch das Ziel gekommen war und ihre Zeit mit 5:28 bekanntgegeben wurde. Christel Granz war unterwegs gestürzt und mußte noch einen Haug emporklettern, um ein Tor zu passieren. Die dadurch verlorene Zeit konnte sie nicht wieder gutmachen. Die beste Zeit der 16 Teilnehmerinnen erreichte die Norwegerin Batta Schou-Nielsen-Norwegen mit 5 Minuten 4,4 Sekunden (Note 100).

Kurze Zeit, nachdem die letzte Frau durchs Ziel gegangen war, wurde oben auf dem Kreuzjoch der erste der Männer-Abfahrtsläufer über die sehr schnell gewordene Strecke auf den Weg geschickt. Der Höhenunterschied betrug 950 Meter. Gustav Ranschner-Deutschland machte den Start und erzielte in 4:58,2 eine ausgezeichnete Zeit. Nach ihm ging der Franzose Emil Allais über den Kurs, der nur sechs Zehntel Sekunden langsamer war. Als dritter startete Birger Ruud. Als er in voller Eile durchs Ziel jagte und fabelhaft aus schwang und dazu aus dem Rausprecher die Zeit von 4 Minuten 47,4 Sekunden verbucht wurde, da wußten alle, die Entscheidung war gefallen.

Ergebnisse des Frauen-Abfahrtslaufes:
1. Batta Schou-Norwegen 5:4,4 (Note 100), 2. Eila Risch-Deutschland 5:8,4 (Note 98,7), 3. Käthe Grassegger-Deutschland 5:11,0 (Note

97,88), 4. Erna Steuri-Schweiz (5:20 (Note 95,01), 5. Hedi Pfeiffer-Deutschland 5:21,6 (Note 94,12), 6. Christel Granz-Deutschland 5:28,4 (Note 94,12).
Ergebnisse des Männer-Abfahrtslaufes:
1. Birger Ruud-Norwegen 4:47,4 (Note 100), 2. Franz Schnitz-Deutschland 4:51,8 (Note 98,49), 3. Gustav Ranschner-Deutschland 4:58,2 (Note 96,88), 4. Emil Allais-Frankreich 4:58 (Note 96,18), 5. Alf Rønningen-Norwegen 5:00,4 (Note 96,67).

Das Eishockeyturnier

Außer den bereits gemeldeten Spielen Kanada-Italien 11:0, Tschechoslowakei-Belgien 5:0 und Amerika-Schweiz 3:0 fanden am Freitag noch die folgenden vier Spiele der Vorrunde statt:

England-Schweden 1:0 (1:0, 0:0, 0:0)

Einen aufregenden Verlauf nahm der Eishockeykampf zwischen England und Schweden, der bei ausgezeichnetem Besuch im Eishockeystadion ausgetragen wurde. Schon 40 Sekunden nach Beginn erzielte der Engländer Brenghen mit einem überaus raschen Schuß das erste Tor, und so erlebte man, daß die Schweden sich bis zum Schluß vergebens größte Mühe gaben, diesen einen Treffer aufzuholen. Das Spiel endete also 1:0 für England, in den Dritteln 1:0, 0:0, 0:0.

Österreich-Polen 2:1 (0:0, 0:0, 2:1)

Auf der Kunsteisbahn im Stadion entwickelte sich am Nachmittag ein ungemein hartes und spannendes Spiel zwischen Österreich und Polen, das die glücklichere Mannschaft, die Österreicher, mit dem Ergebnis von 2:1, in den Dritteln 0:0, 0:0, 2:1, gewannen. Die beiden ersten Spielabschnitte verliefen bei ausgeglichenen Leistungen und zum Teil hervorragenden Angriffen im letzten Drittel. Als die Entscheidung immer näher rückte, nahm der Kampf teilweise recht harte Formen an, so daß verschiedentlich Spieler beider Mannschaften ver-

ausgestellt werden mußten. Die Tore fielen kurz hintereinander. In der ersten Minute erzielte Demmer für Österreich den ersten Treffer, wenig später zog Komaliski mit einem Prachtstich gleich, und den abschließenden Siegestreffer machte Nowak für Österreich.

Ungarn-Frankreich 3:0 (0:0, 1:0, 2:0)

Die Tribünen am Nickersee waren recht gut besetzt, als Ungarn und Frankreich ihr zur Gruppe C zählendes Spiel begannen. Zunächst entwickelte sich ein schönes flottes Spiel, in dem die Ungarn meist überlegen waren und verschiedene gute Angriffe auf beiden Seiten vorgetragen wurden. Allmählich wurde das Spiel in einer etwas wilderen Kampflage durchgeführt, und es hagelte schließlich geradezu Herausforderungen. Nach Wiederbeginn wurde der Kampf noch heftiger. Die Ungarn arbeiteten ganz vorzüglich. Nach 10 Minuten fiel durch Miklos das erste Tor der Ungarn und im Schluß-

Wie Deutschland in Garmisch verlor / USA gewinnt mit Glück

Der erste Wettkampf in Garmisch-Partenkirchen war bekanntlich das Eishockeyspiel zwischen Deutschland-Amerika, das die Yankees mit dem knappen Resultat von 1:0 gewinnen konnten. Dieser Erfolg war für die deutschen Hoffnungen recht enttäuschend. Nähere Berichte aus Garmisch lassen erkennen, daß das Spiel unter recht irregulären Verhältnissen, mitten in einem starken Schneegestöber, ausgetragen werden mußte. Ueber den Kampfverlauf werden folgende Einzelheiten berichtet:

Die Mannschaften stellten sich auf. Die Amerikaner im blauen Dress, die deutschen Spieler rot-weiß mit schwarzen Bösen und auf der Brust den schwarzen Reichsadler mit weißem Hakenkreuz. Nach ein Grub hinaus zu den Ehrengästen, dann beginnt die wilde Jagd auf dem Eise in einem Tempo, das man Zweifel gegen muß, ob es durchgehalten werden kann.

Schon die ersten Minuten zeigten, daß die Gäste nichts von ihrer Kampfkraft eingebüßt haben. Sie sind körperlich kräftiger und nützen diesen Vorteil auch rechtlich aus, ohne jedoch die Grenze des Erlaubten zu überschreiten. Schwer, unendlich schwer wird beiden Mannschaften der Kampf gemacht, der starke Schneefall gestattete keine richtige Scheibenhaltung. Die amerikanischen und später auch die deutschen Spieler reiten sich durch Hochschlagen der Scheibe. Nach nicht acht Minuten sind vergangen, da muß der Platz durch die in langen Gummimänteln und Schwämmern wie Nord-

brittel stellte Miklos das Ergebnis für Ungarn auf 3:0, dann kam Magiar zum dritten Treffer.

Deutschland-Italien 3:0 (1:0, 1:0, 1:0)

Freitagabend um 9 Uhr fand dann im Eishockeystadion das Spiel zwischen Deutschland und Italien statt. Selbst nach dem so ereignisreichen Tage hatten sich mehr als 8000 Zuschauer eingefunden. Die deutsche Mannschaft spielte in folgender Aufstellung: Im Tor Egginger, in der Verteidigung: v. Weichmann-Hollweg und Jaenede, im zweiten Sturm: Strobel, Schibulat, der übrigens Ostpreuße ist und dem bekannten Rastenburg-Veren angehört und Wiedemann im ersten Sturm: Röggl, Ball und Schenk. Nach einem sportlichen Kampf, der sich durch ein schnelles Tempo auszeichnete, blieben die Deutschen mit 3:0 Sieger. Sie waren ihrem Gegner dauernd überlegen. Im ersten Spielabschnitt schob Schibulat ein Tor. Der italienische Tormann hielt, was er halten konnte. Auch im zweiten Drittel drängten die Deutschen, und hier kamen sie durch Jaenede zu einem Torerfolg, der aus dem Hinterhalt einen Weichmann losließ und damit auch Erfolg hatte. Der italienische Tormann schüttelte den Kopf. Dieser Schuß kam für ihn ebenso überraschend, wie für die Zuschauer auf den Tribünen, die ja einen bedeutend besseren Überblick hatten. Jaenede war überhaupt der Liebling des Publikums. Obwohl er Verteidiger war, versuchte er es oft mit Durchbrüchen und umspielte dabei oft zwei bis drei seiner Gegner. Im letzten Drittel schob dann Rudi Ball das letzte Tor. Viele Vorgelegenheiten wurden von den Deutschen verpaßt, besonders von Strobel und Schibulat. Der deutsche Erfolg wurde mit begeistertem Beifall aufgenommen, aber auch den tapfer unterlegenen Italienern sollten die Besucher unparteiisch ihre Anerkennung.

seistlicher anmutenden Schneeschaufler vom Schnee befreit werden.

Vorher konnte Röggl vor dem Tor dem deutschen Tormann Egginger bei der Abwehr eines gefährlichen Schusses behilflich sein. Jaenede versuchte immer wieder verzweifelte Durchbrüche. Dabei stürzte er einmal auf der Torlinie. Gut zeigte sich auch Rudi Ball. Aber alles scheiterte an der guten amerikanischen Verteidigung, an dem großen Können der beiden Spieler Garrison und Smith. Letzterer kann, nicht vor dem Tor stehend, Egginger die Scheibe ins Netz jagen, nachdem Schibulat nach einem fast gelungenen Durchbruch die Scheibe auf die amerikanische Seite gebracht hat.

Der Schnee ist so hoch, daß er die Schlitze der Schutze fast verdeckt. Es ist Zeit, daß das Drittel zu Ende geht. Aber was nützt es, daß die Männer in den grauen Mänteln arbeiten; kaum haben sie ihre Tätigkeit eingestellt und die Spieler sind erschöpft, da liegt der Schnee schon wieder so hoch, daß die Scheibe nicht zu sehen ist. Ein richtiges Spiel kann nicht mehr ausgetragen werden. Aber unermüdlich sind beide Parteien, um Tore zu erzielen. Doch dieses Glück bleibt ihnen verweigert. Das Spiel endet 1:0 für Amerika. Die deutsche Mannschaft hat ihre erste Niederlage erlitten. Sie hat sich tapfer gewehrt und ihr bleibt nur noch die Möglichkeit, durch einen Sieg über die Schweiz in die Zwischenrunde zu kommen. Eine schwere, sehr schwere Aufgabe!

Der erregende Verlauf und knappe Ausgang des Eishockeyspiels zwischen Amerika und Deutschland gab Veranlassung, den Führer des Deutschen Eishockeysports, Hermann Kleberg-Verlin, über seine Meinung zu befragen. Kleberg äußerte, daß man kein sicheres Urteil abgeben könne, da das Spiel irregulär gewesen sei. Noch nie wurde ein Eishockeyspiel bei solchem Schneefall ausgetragen. Schon nach dem ersten Drittel wollte der Schiedsrichter Roica-Belgien das Spiel abbrechen, da es unmöglich war, mit der Scheibe durch den Schnee zu kommen. Die Deutschen waren damit einverstanden, doch lehnte der amerikanische Mannschaftsführer Brown das Ansuchen ab. Amerika hatte mit dem 1:0-Vorprung einen klaren Vorteil in der Hand, und bei dem Schnee war es sicher, daß kein Tor mehr fallen würde. Diese Tatsache spielte bei der Ablehnung von Brown wohl die ausschlaggebende Rolle. Es ist schade, daß das Spiel so irregulär verlaufen mußte. Nun heißt es gegen Italien und die Schweiz das Beste zu geben.

Der amerikanische Mannschaftsführer Brown sagte ebenfalls, daß die starken Schneefälle das Spiel beeinträchtigen hätten. Er gibt auch an, daß Amerika mit Glück gewonnen habe. Der Ausgang des Kampfes hätte auch gerade so gut umgekehrt sein können. Als beste Spieler auf Seiten Deutschlands bezeichnete Brown Egginger, Jaenede und Ball, während er mit Smith, Garrison und dem Torhüter Woon unter seinen Leuten besonders auftraten war.

Die einzelnen Wettbewerbe

Die einzelnen Wettbewerbsarten teilen sich in die

offiziellen Konkurrenzen,

(in denen je eine Gold-, Silber- und Bronzemedaille für die drei Erstplatzierten ausgesetzt sind). Es gibt 18 und 50 Kilometer, Kombination-Sprung- und Skilanglauf, Spezialsprunglauf, 4 mal 10 Kilometer Staffel, Kombination Abfahrt-Skilanglauf für Herren und Damen besonders gewertet; diese drei letzten Wettbewerbe in Garmisch erstmals ausgetragen), Eisklaufen (Rufslauf für Herren, Damen und Paare, Schnellauf über 500, 1500, 5000 und 10000 Meter), Bobfahren (Zweiter und Dritter) sowie Eishockey und ferner in die

Vorführungswettbewerbe:

Militärische Patrouillenlauf (mit Schießen während des Laufs auf drei Ballons in 150 Meter Entfernung, 15 Schüsse; nicht getroffenes Ziel zeitigt Zuschlag von 3 Minuten auf Laufzeit) sowie Curling. Diese letzteren ändern sich je nach Austragungsort, so sind früher schon durchgeführt, diesmal aber weggelassen worden: Schnellauf-Werkskamp, Damen-Schnellauf, Spezialskilanglauf für Herren (nur Ritt), Eisklettern (im St. Moritz) und Schlitten-Hundereimen (Lake Placid).

Garmisch-Partenkirchen, 7. Februar. Die Königin der Niederlande und ihre Tochter, Prinzessin Juliana, die sich zur Zeit in Kitzbühel, oberhalb Innsbrucks, aufhalten, besuchen von dort aus die Olympischen Wettbewerbe in Garmisch-Partenkirchen.

Begegnungen mit Prominenten in Ga.-Pa.

Sanja Henie ist „noch nicht“ verrückt — Karl Schäfer in guter Laune — Ballangruds neue Schlittschuhe — Zwei eigene Autos für die Italiener

Garmisch-Partenkirchen, 8. Februar.

In Ga.-Pa. so wird allgemein von den vielen Tausenden von Olympia- und Winterportgästen, die sich hier eingefunden haben, der Austragungsort der IV. Winter-Olympiade, abgeführt genannt, herrscht zur Zeit ein wahres babylonisches Sprachengewirr. Sind doch Olympia-Sportkämpfer allein aus 28 Nationen hier anwesend und hinzu kommen noch Vertreter vieler anderer Länder und Sprachen, die sich hier versammelt haben, um sich die Olympia-Kämpfe anzusehen, und sich an der wundervollen Winterlandschaft dieses bayerischen Gebirgsdorfes zu erfreuen. Zahlreich ist auch die internationale Presse vertreten, die allein fast 400 Vertreter nach Ga.-Pa. entsandt hat. Die Journalisten entwickeln naturgemäß eine besonders rege Tätigkeit, um möglichst viel über die Kämpfe, aber auch über die Kämpfer selbst ihren Zeitungen schreiben, telefonieren, telegaphieren und funkeln zu können. Ein Berliner Berichterstatter hat mit einer Reihe der prominentesten Olympia-Kämpfer Unterredungen gehabt, über die er amüsant zu plaudern weiß:

Sonja zwischen zwei Tänzern

Die Prominenteste von allen in Garmisch-Partenkirchen ist nach einstimmigem Urteil aller Schlachtenbummler und Aktiven immer noch mit Rosenlängen Sonja, „unser Häfchen“, und wenn sie trotzdem so gut wie nicht zu sprechen ist, so liegt das einmal an der Fürsorglichkeit des tüchtigen Herrn Papa, dann aber daran, daß komischerweise Tausende und nochmal Tausende ebenfalls den Wänschen haben, sich in ihrer Nähe aufzuhalten. Sonja muß in Garmisch-Partenkirchen bei ihrem vierten Olympiasport — einmal Letzte, zweimal Erste — die Freuden und Leiden eines Stars wie noch nie auskosten. Und wenn sie sich einmal von der Waise ihrer Verehrer und Verehrerinnen freigemacht hat, dann ist sie auch gleich ganz verschwunden, bei der Griffsche, im Bad, bei der Nachtrainings-Nuße.

Endlich zwischen zwei Tänzern beim Fünf-Uhr-See gestellt, sprudelt sie trotz allem nur gute Laune hervor. Ernsthaftes Interview? Um keinen Preis! „Alles ist so gut, alle sind so gute Freunde, alles ist so schön!“ Das schöne Wetter freut sie besonders und daß es drei Grad unter Null ist. „Ich kann es mir gar nicht besser wünschen, als es jetzt ist. Und wenn wir morgen bei der Eröffnung hier im St.-Stadion am Gubiberg noch ein bißchen Sonne kriegen sollten, dann wäre es einfach herrlich!“

Ob sie in Form ist, ob sie hofft, das drittemal eine olympische Goldmedaille zu gewinnen? Nein, darüber will sie nicht sprechen. Hat doch der Papa schon am Morgen gesagt, daß letzten Endes auch noch ein wenig Glück zum Gewinnen gehört. Nein,

Gespräche über „In-Form-Sein“ und alles, was mit dem Kampf zusammenhängt, sind tabu.

Aber wenn man sie dann eine ganze Kleinigkeit, so, als ob man sie reizen wollte, fragt, ob sie etwa nervös sei, will sie sich vor Lachen ausschütten. „Noch nicht!“ entschließt es ihr aber plötzlich wider Willen. Und wenn man danach, froh, einen Angriffspunkt gefunden zu haben, weiter fragt: „Also doch zu irgendeinem Zeitpunkt?“, so sagt sie ganz einfach: „Ja, eben vor Beginn des Laufens und bei den ersten drei Schritten; aber danach ist's aus damit!“ Den Schluß des Gesprächs gibt die Tanzkapelle, indem sie die ersten Takte des nächsten Walzers auf das diesmal hölzerne Parkett legt. Sonja ist schon auf und davon.

Gut vertragen ist die Hauptfrage

„Ah, wissen's, das können's ja viel besser als ich“, meint dann ihr männlicher Gegenspieler auf dem Eis, der österreichische Olympiasieger und Weltmeister im Kunstlauf, Karl Schäfer, wenn man ihn zwischen den Umkleidekabinen und den Tribünen im Eishockeystadion stellt. Er hat gerade vor vollen Tribünen trainiert. Alles hat geklappt, und alle Welt hat ihm zugejubelt. Er ist strahlender Laune und fragt mich, ob er zwanzig oder fünfzig Autogramme geben soll.

Aber dann fabuliert er doch selbst, wie gut es ihm in Garmisch-Partenkirchen gefalle. Es sei nicht alles so gut, wie er gemeint hat. Man könne gar nicht anders, man müsse mitmachen, und der Zusammenhalt sei großartig. Die Vorbereitungen für die Kämpfe seien vorzüglich, und das Wetter habe sich auch noch tadellos gemacht. In Form? Ja, er sei in guter Form. Er wisse, es werde einen fairen Wettkampf geben, jeder werde mit dem Ergebnis zufrieden sein können, denn der Beste werde auch gewinnen. Und da man sich bisher so ausgezeichnet vertragen habe, werde man sich auch weiterhin gut vertragen, denn das sei beim Sport doch die Hauptsache.

Einsamer Wanderer am Nickersee

Von der Bobbahn niedersteigend, wo am Mittwoch die ersten Trainingsfahrten stattfanden, steht man dann plötzlich auf einem einsamen Wandersmann. Der Weltmeister im Schnellaufen, der erst in der vorigen Woche seinen Titel wieder erobert hat, Ivar Ballangrud, stapft durch Schnee und Eis ins abendliche Hotel hinab. Der Zweieunddreißigjährige, der seit fünfzehn Jahren Wettkämpfe im Eisknellauf mitmacht und wohl als der eleganteste Läufer der Welt angesehen werden muß, geht tief in Gedanken. Er hat gerade seine neuen Schlittschuhe ausprobiert, eigenes Modell, eigene Erfindung. Vielleicht denkt er aber auch an seine Heimatstadt Drammen in Norwegen und an sein Sportgeschäft, das er dort betreibt.

Er ist nicht selbstständig, der große Favorit. Er möchte nicht nur sich gutes Eis und gutes Wetter, sondern gleich anschließend denkt er auch an die Eisfabrik und wünscht ihnen allen Schnee, den sie brauchen können, obwohl er ja eigentlich durch Schnee behindert wird. Die Erklärung ist einfach: der Welt-Schnellster Eiskläufer ist auch ein ebenso begeisterter Skiläufer. Im übrigen ist er von der Aufnahme in Garmisch-Partenkirchen einfach hingekommen.

Mit Musik gegen Langeweile

Draußen in Hammerbach begegnet man den Italienern, den Abfahrts- und Skilangläufern und allen anderen, die dort schon seit vierzehn Tagen Quartier bezogen haben. Sartorelli, der begabte und umfichtreiche Abfahrtsläufer, macht sich zum Dolmetscher der Gefühle seiner Landsleute, wenn er die fabelhafte Unterbringung nicht genug rühmen kann. Sie wohnen etwas abseits der großen Heerstraße der Schlachtenbummler. Daß man ihnen zwei Autos für den Verkehr nach Garmisch-Partenkirchen zur Verfügung gestellt hat, darüber finden sie begeisterte Worte der Anerkennung. Und daß man ihnen gar eine Musikkapelle hinaus beordert hat, die ihnen nach etwaigem Bedarf die Langeweile vertreibt, wenn sie sich jemals einstellen sollte, das haben sie in ihren künftigen Träumen nicht für möglich gehalten!

Auch der zurückhaltende Alf Andersen, der schwedische Olympiasieger von 1928 im Spezialsprunglauf, äußert sich begeistert über sein Quartier. Aber dann schlägt er doch bald ein anderes Thema an: die Olympiaschnee. Er findet sie besser als die von St. Moritz, und überhaupt hält er die ganze Anlage am Gubiberg für vorbildlich. Dabei kommt er ordentlich aus sich heraus, und mit einer Begeisterung, die an ihm ungewöhnlich wirkt, schildert er die Vorzüge von Garmisch-Partenkirchen. Er ist bester Stimmung und besser veranlagt, und das, obwohl er sich einen Finger der rechten Hand streicht. Den hat er sich nämlich beim Training am Morgen verstaucht.

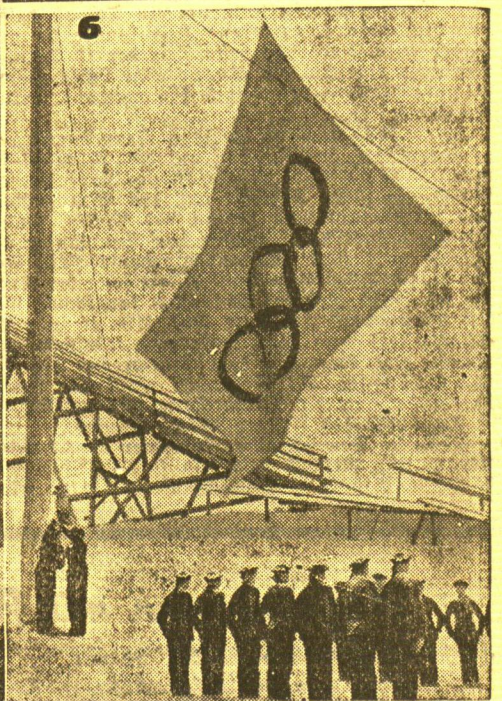
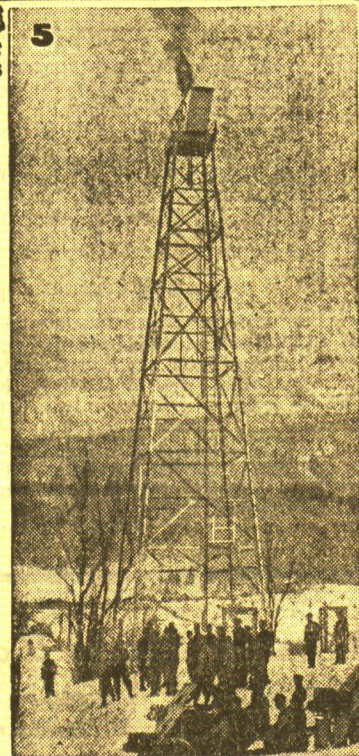
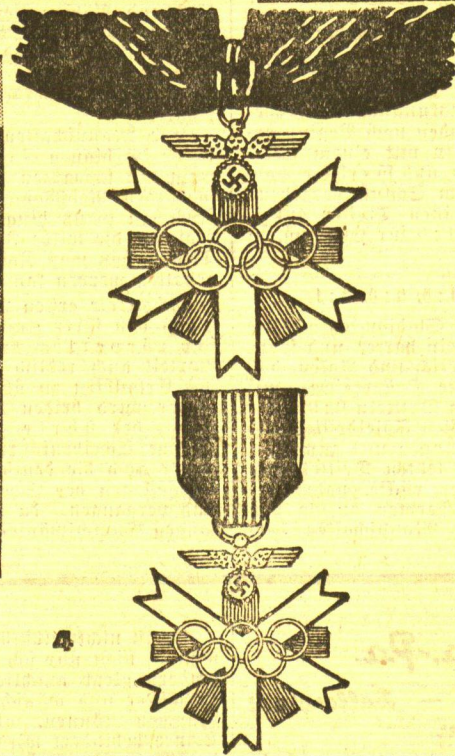
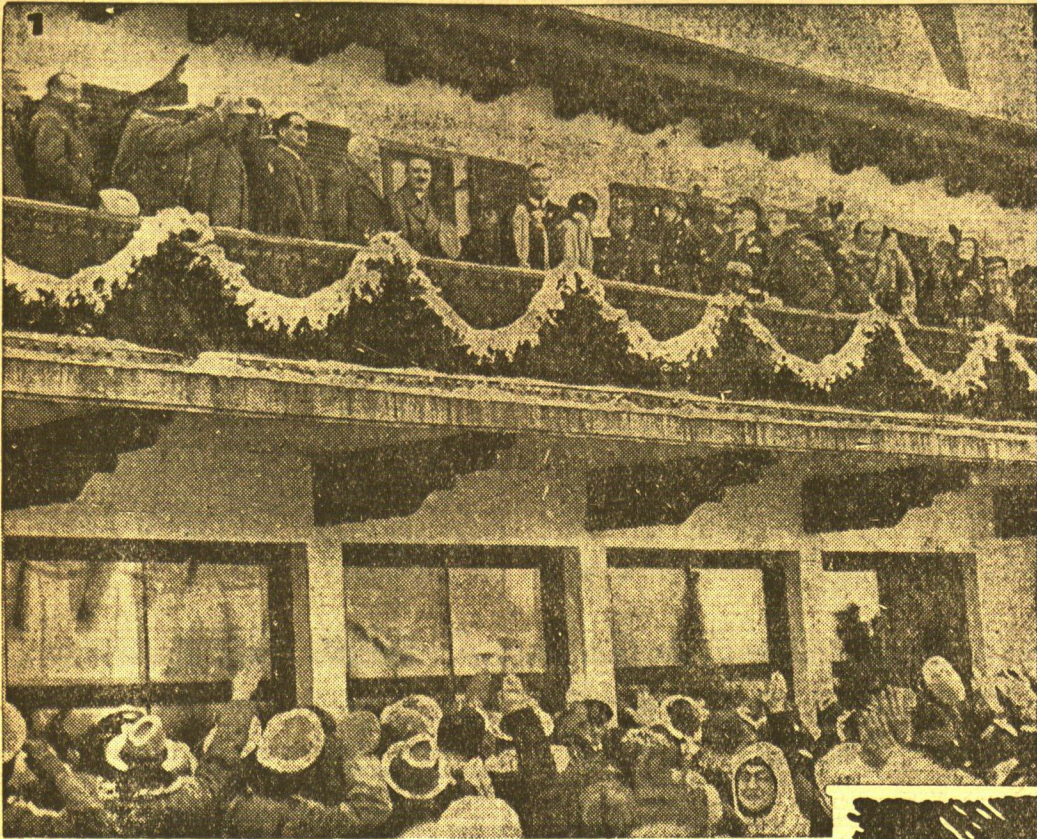
Das Herz voll Hoffnung

Das ist von allen Auslandskämpfern einer der sympathischsten, das ist der Schweizer Student und Weltmeister im Zweierbob, Reto Capadrutti. Als der Fahrer einer gilt er unter den Sportleuten, als einer der lebensmüdigsten und deswegen beliebtesten Gegner. Er ist heute, wie die anderen Zweierbob-Fahrer, auch zum erstenmal über die Olympiabahn gegangen in dem von seinem Landsmann Feyerabend konstruierten Schlitten mit Teilsicherung.

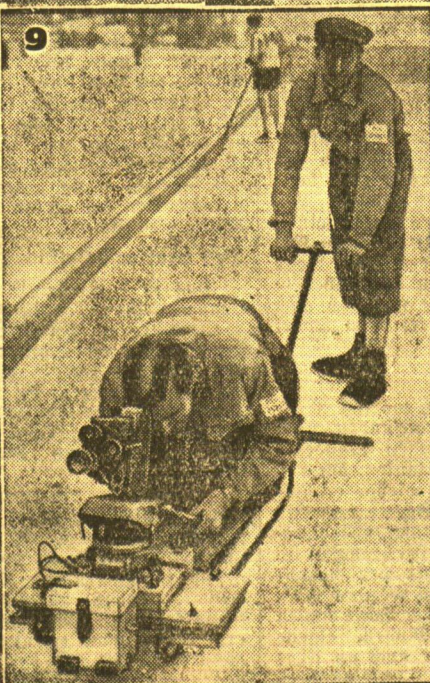
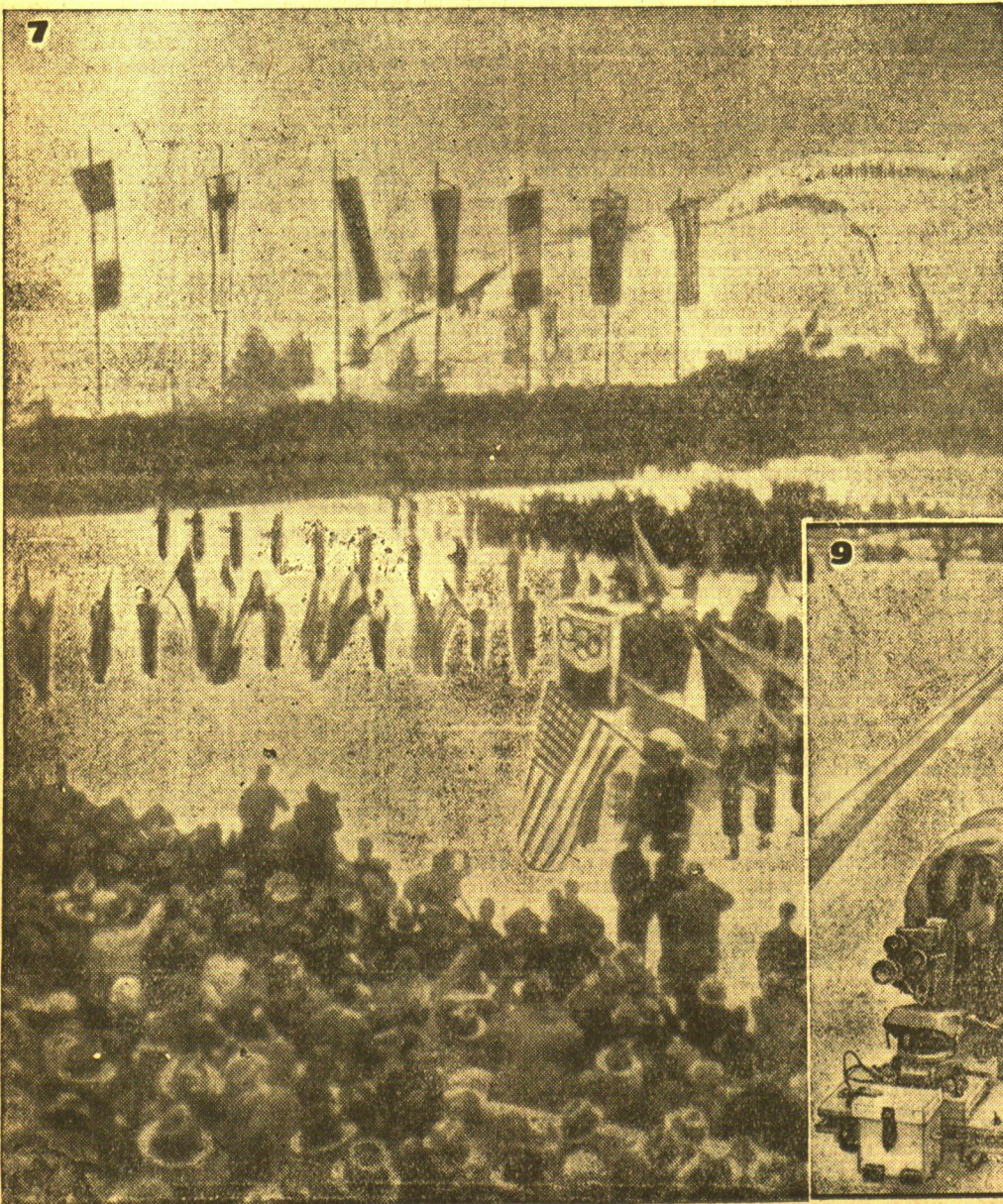
Zufrieden? Natürlich ist er zufrieden, auch wenn er nicht die schnellste Zeit des Tages herausgefahren hat. Es liegt noch etwas zuviel Schnee auf der Bahn, sie ist noch zu weich und noch nicht genug durchgefroren. Die Zeiten für alle waren deshalb etwas schwach. Es müßte noch etwas Kälte kommen. Aber das wird schon werden, meint er; wenn man es nur schnellst genug wünscht, dann wird sich auch das andere von selbst ergeben, das, was alle guten Sportleute am liebsten wünschen: das beste Wetter zum Gewinnen.

Bildbericht von der Winter - Olympiade

Garmisch-Partenkirchen im Zeichen der „Fünf Ringe“



1. Eröffnung der Olympiade durch Reichskanzler Adolf Hitler
2. Einzug der Völkereiher
3. Die deutschen Olympia-Kämpfer
4. „Deutsches Olympia-Ehrenzeichen“
5. Das Olympia-Feuer brennt
6. Olympia-Sahne geht



7. Der Olympische Schwur
8. Hochbetrieb in Garmisch
9. Filmoperateur an der Arbeit
10. Englands Künstlerpaar, das Ehepaar Cliff

Rosten als teile ich dem brieflich
 jedem der an Rheumatismus, Gicht,
 Niasis, Nervenschmerzen leidet mit,
 wie ich von meinen qualvollen Schmer-
 zen durch ein garantirt unschädliches
 Mittel befreit wurde. Nur wer wie ich
 die schrecklichen Schmerzen selbstgeföhlt
 hat, wird begreifen, wenn ich dies
 öffentlich bekanntgebe. Frau Maria
 Ongen, Bad Reichenhall, Badgärten.
 Straße A 541

"Sie reiten in den Tod, Madame!"

Ein Tatsachenbericht aus dem arabischen Wüstenkrieg / Das Schicksal der schönen Gräfin d'Andurain

Van Giselher Mumm

Zwischenspiel beim Stab

1927. Der Nachrichtenoffizier beim Stabe des französischen Generals Sarrail in Damaskus überflog hastig das Schreiben, welches ihm ein arabischer Meldereiter im Auftrage des Kommandanten des am äußersten Rande der syrischen Küste gelegenen Forts El-Boen übergeben hatte. „Gut, du kannst gehen“, gebot er dem Araber. Dieser entsetzte sich. „Nun — warum so nervös, mon chef“, fragte lächelnd ein junger Offizier, der dem Chef des Nachrichtenbienstes gegenüber saß.

„Neuerst wichtige Mitteilungen aus El-Asraf. In der vergangenen Nacht sind 2000 Druzen von dort aufgebrochen, um unsere äußere Fortsetzung endgültig in ihre Hände zu bringen; ihr weiteres Ziel ist Damaskus. Der Kommandant von El-Boen bekam diese Nachrichten von El-Asraf und gab sie gleich nach hier weiter.“

Die Mitteilungen stammen aus erster Quelle...

„Madame —?“
„Ja, Madame d'Andurain.“
„Dann sind Sie über jeden Zweifel erhaben.“
„Weiter soll ein von den Druzen gefangen genommener Legionär, der jetzt gegen uns arbeitet, mit ganz besonderer Eile vom Hauptling Sakerro nach Damaskus unterwegs sein, um den hiesigen Revolutionären das Zeichen zum allgemeinen Aufstand zu geben; dasselbe gilt auch für Palästina, wo die Araber seit geraumer Zeit eine ganz außerordentliche Tätigkeit entfalten. Nun, es wird nicht schwer sein, den Legionär abzufangen, dann werden wir wohl mehr hören.“

Eine Stunde später waren alle in Frage kommenden Kommandostellen durch Funkpruch von der neu eingetragenen Lage unterrichtet. Zwei Bataillone Syrier und drei Bataillone Fremdenlegionäre wurden in Marsch gesetzt, um an den gefährdeten Stellen zum

Kampf gegen die Druzen

angefekht zu werden. Der Bahnhof und alle Stadtansänge von Damaskus wurden streng überwacht, um den Boten des Druzenhauptideals Sakerro, einen ehemaligen Fremdenlegionär, sofort beim Betreten der Stadt festzunehmen.

„Wir sind der Gräfin d'Andurain wieder einmal zu großem Dank verpflichtet“, nahm der Chef des Nachrichtenbienstes das Wort, „ihre Verdienste um uns sind unbezählbar.“

Der junge Offizier, der erst vor einigen Wochen dem Nachrichtenbienst in Damaskus zugeteilt worden war, hatte über diese „Madame D.“, wie sie in den französischen Offizierskreisen in Syrien genannt wurde, schon derartig viele phantastische Geschichten gehört, daß er nicht umhin konnte,

seinen Chef, der sich rühmen konnte, einer der wenigen zu sein, der über diese Frau genau unterrichtet war, zu befragen, wie es sich denn nun eigentlich wirklich mit dieser Madame D. verhielt.

„Ja, junger Freund, so genau bin auch ich nicht darüber informiert. In unserem direkten Auftrage arbeitet sie nicht; ob sie in englischen Diensten in Palästina steht, ist uns auch nicht genau bekannt. Ist dies der Fall, so wird sie wohl den Auftrag haben, Nachrichten, die für beide Teile gleich wichtig sind, mitzuteilen. Denn wenn hier in Syrien die Druzen Herr der Lage werden, so wird den Engländern dort drüben in Palästina der Boden auch zu heiß; sie ist übrigens verheiratet.“

„Mit einem Europäer?“
„Ja, sie ist selbst Europäerin. Ihr Mann, der Graf d'Andurain, stammt aus einem alten nordspanischen Adelsgeschlecht. Er treibt zu seinem Vergnügen Geologie, reist schon seit vielen Jahren in ganz Nordafrika und Vorderasien umher und geht ganz in dieser Wissenschaft auf.“

„Und seine Frau mit ihm?“
„Ja, sie reiste mit ihm. Doch eines Tages tauchte sie allein hier in Syrien auf, während ihr Mann in Ägypten arbeitete; sie suchte wohl Abenteuer.“

Von hier ging sie nach Palästina, blieb dort einige Monate, kam zurück, durchstreifte das ganze Land und besuchte in ihrem Wagen allen Warnungen zum Trotz den Druzenhauptideal Sakerro in El-Asraf, der mit uns in bitterster Feindschaft lebt. Von dort kam sie nicht wieder zurück.

Wir konnten später durch unsere Späher feststellen, daß unsere Annahme, sie würde von Sakerro gefangen gehalten, ein Irrtum war. Im Gegenteil: sie gilt dort oben als eine besondere Vertraute des Hauptlings, der sie, da sie den Vorzug hat, neben ihrer ungemein hohen politischen Begabung, auch noch jung und bildschön zu sein, hochverehrt, und dessen Geliebte sie scheinbar auch geworden ist. Ich traute anfangs ihren Berichten nicht, die während des Aufstandes der Druzen einfließen. Da wir uns aber von deren Richtigkeit überzeugen konnten und von ihr selbst entscheidende politische Nachrichten wahrheitsgetreu übermittelt wurden, nahm ich sie als stille Mitarbeiterin auf.“

„Ist es nicht auch möglich, daß diese Gräfin d'Andurain vielleicht auf eigene Faust, lagen wir, aus reiner Abenteuerlust, die Rolle einer Agentin angenommen hat?“

„Möglich schon“, erwiderte der Chef des Nachrichtenbienstes nachdenklich. „Aber das wäre für sie ein ganz tollkühnes Wagnis, ohne jeglichen Rückhalt inmitten der fanatischen Druzen ein gefährliches Spiel zu spielen. Ich nehme übrigens mit Bestimmtheit an, daß sie im Lager der Druzen

Selbsthelfer hat, die ihr blindlings gehorchen, denn diese Leute sind es, die die Nachrichten übermitteln.“

„Nun, es gibt wohl eine ganze Reihe Frauen, mein Chef, die aus bestimmten Motiven heraus, die nichts mit Politik zu tun haben, dem Drange ihres fliehenden Blutes nachgebend, sich in dieses Wagnis stürzen.“

„Junger Freund, das müßten wahre Weibsteufel sein!“

„Nicht immer, mein Chef“, antwortete lächelnd der junge Offizier.

Kriegsgericht in Damaskus

Inmitten des Gerichtssaales steht unmittelbar vor dem Richter in einem etwa zwei Meter hohen Käfig der argentinische Legionär Spentano, flankiert von einigen algerischen Scharfschützen. Die Anklage gegen den Legionär lautet auf Aufwiegelung gegen das Gesetz und Hochverrat vor dem Feinde.

Seit einer Stunde bemühte sich der Kriegsgerichtsrat Damier vergebens, von dem Angeklagten, der eingestanden hatte, den Feind begünstigt zu haben, nähere Einzelheiten zu erfahren.

„Sie waren von den Druzen gefangen genommen und boten dem Hauptling Sakerro Ihre Dienste an. Wer sandte Sie nach Damaskus, um sich mit den hiesigen Aufständischen in Verbindung zu setzen?“

„Sakerro selbst.“
„So, aber Sie haben uns vorher mitgeteilt, daß es nicht in direktem Auftrage von Sakerro geschah. Wer also war der Auftraggeber?“
Spentano gab keine Antwort.

Die Vertraute des Hauptlings

Raum acht Tage waren seit der Sitzung des Kriegsgerichts in Damaskus vergangen.

Der Wächter auf dem Turm des Forts El-Boen starrte unverwandt in eine bestimmte Richtung über den nachdunklen gelben Wüstenrand. Hatte er sich getäuscht? Er verneinte in weiter Ferne den hellenden Schrei eines Menschen gehört zu haben. Atemlos horchte er in die Nacht hinaus, doch lautlos, stumm und ergeben lag die unendliche Wüste unter einem phantastischen, in einem Meer von alternden Sternen aufgelösten Firmament. Unzufrieden mit sich selbst, machte der Wächter auf der Plattform des Turmes seinen gewohnten Gang. „Verdammt, ich bin doch ein alter Legionär, vier Jahre Dienst in den gefährlichsten Gebieten Syriens und Marokkos, zweimal reengagiert (verpflichtet zu neuen Diensten), und da kann mir eine solche Sinnesänderung...“ Ein furchtbarer Schrei, der in einem ertönten Gurgeln ausklang,

„Sie verweigern die Aussage?“
Eine unheimliche Ruhe lag über dem ganzen Gerichtssaal. Spentano blieb stumm.

„Ich frage Sie zum letzten direkten Auftrag. Spentano, wollen Sie uns Ihren direkten Auftraggeber nennen? Sie können Ihre hoffnungslose Lage wesentlich mildern, wenn Sie eingestehen.“

„Nein“, entgegnete der Angeklagte fest und entschlossen.

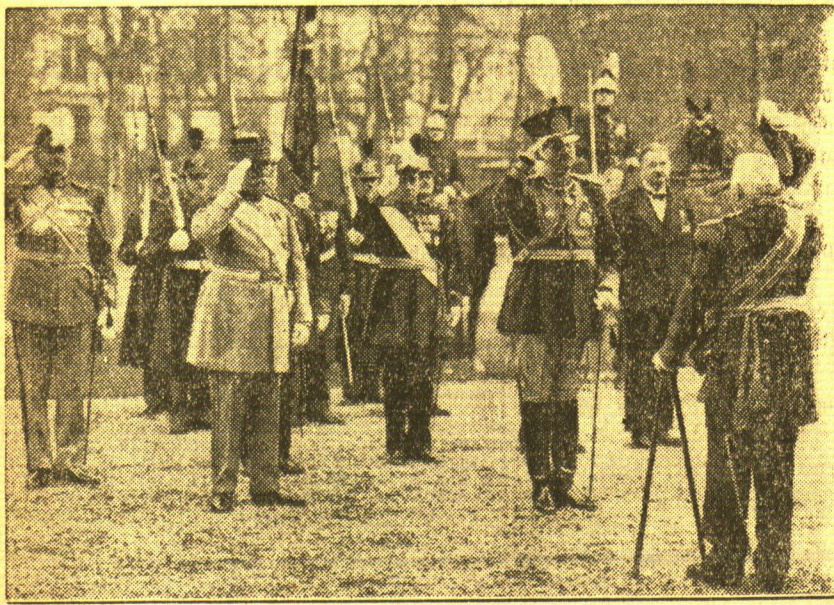
Die Herren des Kriegsgerichts sahen sich einander fragend an, dann standen sie auf und zogen sich zur Beratung zurück.

Schon zehn Minuten später hatten sie ihre Plätze im Gerichtssaal wieder eingenommen. Der Präsident des Kriegsgerichts erhob sich und verkündete das Urteil:

„Tod durch Erschießen!“

Das Urteil ist innerhalb 24 Stunden zu vollstrecken.

Das erste Grauen eines neuen Morgens stahl sich bereits über die niedrigen, zum Teil aus Lehm und Mörte erbauten Häuser von Damaskus hinweg, als eine Abteilung schwerbewaffneter algerischer Schützen, kaffeebraune bis tiefdunkelgrüne Gefechtskleider, die rückwärtige Mauer des kleinen Legionärfriedhofes außerhalb der Stadt erreichte. In ihrer Mitte schritt der Legionär Beno Spentano, der aus selbstsamem, dem Kriegsgericht in Damaskus unerklärlichen Gründen nicht angegeben wollte, in wessen direktem Auftrag er vom Lager der Druzen nach Damaskus kam. Ohne Waffen, ohne Rod, ohne Kopfbedeckung, die Hände am Hinterkopf mit einer Ganschnur zusammengebunden und deren Ende einige Male fest um den Hals gewunden und dort verknüpft war, ging er gefast und ruhig seinem Schicksal entgegen. Wenige Minuten später wurden die an der Peripherie der Stadt wohnenden Einwohner durch eine Salve Infanterieschüsse aus dem Schlaf geschreckt; dann trat wieder tiefe Ruhe ein. Und 15 Minuten darauf marschierte eine Abteilung Soldaten durch die Hauptstraße von Damaskus; der rhytmische Widerhall des Gleichschrittes der Truppe verflang immer mehr dem Ende der Straße zu und verlor sich bald in der Richtung der Kaserne des algerischen Scharfschützenregiments.



König Carol erhielt die höchste französische Kriegsauszeichnung

Der französische Staatspräsident verlieh König Carol von Rumänien bei seiner Rückkehr aus London, als er zum erstenmal nach seiner Thronbesteigung wieder Paris besuchte, die Militär-Medaille, die eigentlich nur Unteroffiziere und Mannschaften erhalten, deren Verleihung an Offiziere jedoch als höchste Auszeichnung Frankreichs zu betrachten ist. Unser Bild zeigt König Carol (Mitte) während der feierlichen Ueberreichung. Rechts: Marschall Francet d'Espereh, der den Orden überreichte. Links: Marschall Pétain.



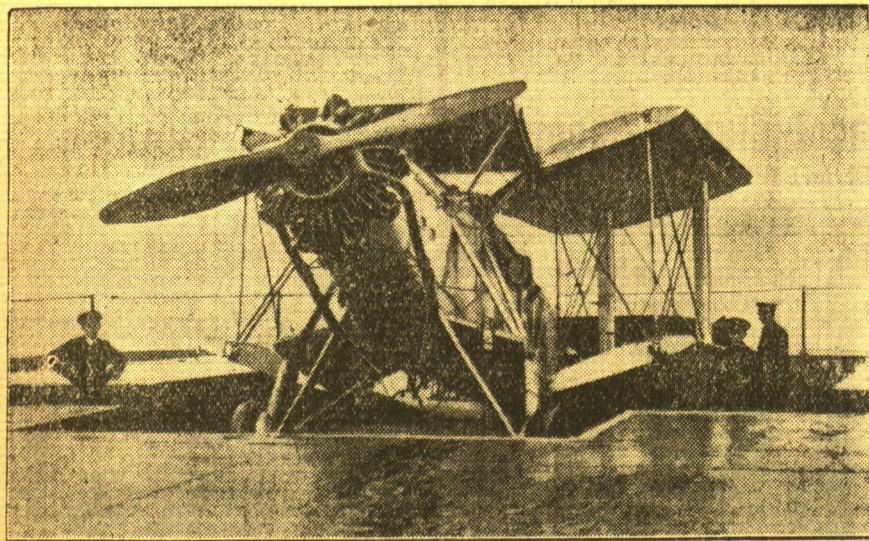
Ein Gangster —?

Bei der furchtbaren Räte muß sich die amerikanische Bevölkerung, die im Freien arbeitet, auf alle mögliche Weise zu schützen suchen. Dieser Zeitungsverkäufer steht mit dieser eigenartigen Schutzmaske wie ein Verbrecher aus einem Roman auf.



Die Niagarafälle zu Eis erstarrt

Ein seltenes Bild von den riesigen Niagarafällen in Amerika, die während der Rekordkälte der letzten Wochen fast vollständig eingefroren.



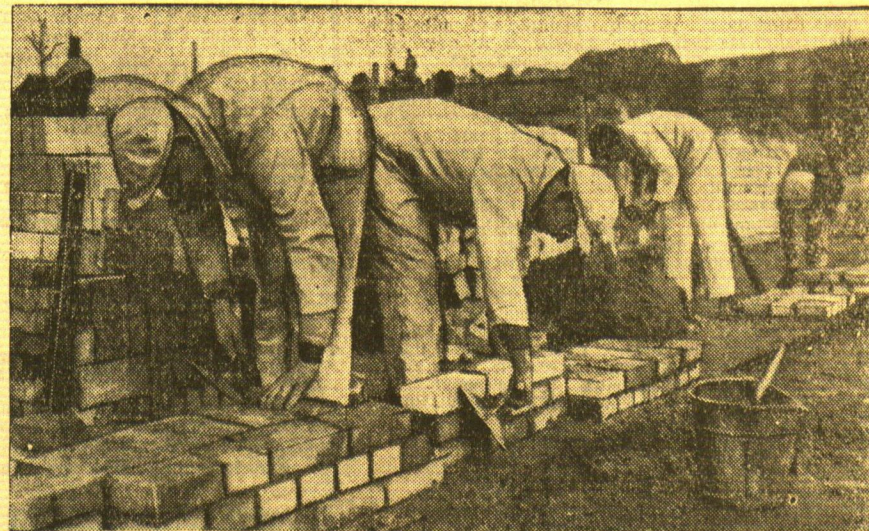
Flugzeug-Aufzug auf einem englischen Flugzeug-Mutterschiff

Die englische Heimatflotte lief zu ihren diesjährigen Frühjahrs-Märschen in der Nähe von Gibraltar aus. Darunter befindet sich auch das riesige Flugzeug-Mutterschiff „Furious“, das einen besonderen Aufzug besitzt, um die Flugzeuge aus dem Innern zum Startfeld auf dem Oberdeck zu bringen.



Botschafter a. D. Soli

Der frühere Botschafter in Tokio, Dr. Wilhelm Soli, ist im Alter von 73 Jahren an den Folgen einer Augenentzündung in Berlin gestorben.



Eine Million Jugendliche in Deutschland im Reichsberufswettkampf Teilnehmer der Berufsgruppe „Bau“ bei den Prüfungsarbeiten.

„Ihre Verteidigungstatist ist Selbstmord!“

Der Gerichtsvorsitzende warnt Seefeld — Der Knabenmörder leugnet weiter

Schwerin, 8. Februar.

Im Mordprozess Seefeld wurde am Freitag der Mord an dem 12-jährigen Schüler Hans Neumann erörtert. Der Junge war im Juni v. Js. im Auto von einem Bekannten von Bismar nach Schwerin gefahren, um einen Verwandten und einen früheren Schulkameraden zu besuchen. Um 12 Uhr mittags folgte der kleine Neumann wieder auf dem Marktplatz sein, um von dort aus die Rückfahrt anzutreten.

Der Bekannte wartete aber mit seinem Auto vergeblich auf den Jungen. Hans Neumann blieb seit dieser Zeit verschwunden. Erst mehrere Monate später wurde die Leiche des Kindes von Suchenden in einer dichten Kiefernschönung, südwestlich des Platernwaldes, in den Krebsförde-Tannen im sogenannten Buchholz aufgefunden. Diese Schöpfung ist von derjenigen, in der eine Woche später verschwundene Selma Zimmermann aufgefunden wurde, nur durch eine Schneise getrennt. Von den Schneisen zu den Fundstellen liegen nur 40 Meter auseinander. Die Leiche des kleinen Neumann war etwa 40 Zentimeter tief in den Boden eingegraben. Auch sie lag in typischer Schlafstellung etwas auf der linken Seite. Irgendwelche Kampfspuren konnten auch in diesem Falle am Totort nicht festgestellt werden. Auffallend war, daß der tote Junge zwischen zwei Birken lag, die durch zwei Schnittflächen gekennzeichnet waren.

Der Vater des Knaben wurde zuerst vernommen. Aus seiner Aussage ging hervor, daß die bedauerlichen Eltern damals, als der Sohn mit dem Auto nicht zurückkehrte, hofften, er würde am zweiten Tage mit der Bahn zurückkehren. Nach langer Zeit klammerten sie sich an die Hoffnung, daß ihr Hans eines Tages wieder auftauchen würde, bis sie dann die furchtbare Gewissheit erhielten, daß er einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist.

Seefeld hatte wieder auf alle Vorhalte die eine Antwort: „Das kommt für meine Person nicht in Frage.“ Während der Angeklagte früher etwas respektvoller war, verschärfte er sich angesichts des immer erdrückender werdenden Be-

weis materials immer häufiger hinter dieser Redensart, um sich offenbar keine Blöße zu geben.

Im weiteren Verlauf der Zeugenvernehmung wurde Seefeld erneut schwer belastet. Seefeld hatte früher immer entschieden bestritten, am 16. Februar überhaupt in Schwerin gewesen zu sein. Er will an diesem Tage von Goerries nach Mirow gewandert sein. Ein Zeuge, der ihn genau kennt und am 16. Februar zum Vormundschaftsgericht in Schwerin geladen war, hatte jedoch am Eingang zur Stadt den Angeklagten getroffen, der mit einem kleinen Jungen zusammen in Richtung Mirow ging. Die Begegnung erfolgte gegen 8 Uhr morgens. Der Junge kann also mit dem ermordeten Neumann nicht identisch sein, da dieser zu der Zeit noch nicht in Schwerin war. Der Staatsanwalt aber folgte daraus, daß Seefeld schon vorher einen anderen Knaben angesprochen hat, der ihm aber wegelaufen sein muß. Später, etwa gegen 10 Uhr, wurde Seefeld von einem Schüler auf dem Marktplatz in Schwerin gesehen, und der Anklagevertreter ist der Meinung, daß er hier auf der Suche nach einem anderen Opfer für seine schmutzigen Zwecke war. Während Seefeld früher ganz entschieden bestritten hat, in Schwerin gewesen zu sein, gab er jetzt mit vielen Redensarten diese Möglichkeit immerhin zu.

Eine äußerst wichtige Befundung machte ein anderer Zeuge, der dem Angeklagten zwischen 10 und 11 Uhr mit einem 10- bis 12-jährigen Knaben die Schwerin-Ludwigsluster Chaussee in Richtung „Todesweg“, den Seefeld mit dem Knaben Zimmermann am 23. Februar gegangen war. Der Zeuge kennt den Angeklagten gleichfalls seit Jahren. Wenn er nach den Lichtbildern auch den Schüler Neumann nicht wiedererkennt, weil er dem Jungen keine nähere Beachtung geschenkt hat, so stimmt doch die von ihm gegebene Beschreibung genau auf Neumann. Ein Irrtum über die Person des Angeklagten ist nach der Befundung dieses Zeugen völlig ausgeschlossen.

Seefeld wurde bei diesen Aussagen sichtlich nervös. Er fand keine Antwort, als seine klandestine Redensart: „Meine Person kommt nicht in Frage.“ Vorstehender: „Seefeld, ich warne Sie. Nach

meiner Ueberzeugung wird Ihnen Ihr Zeugnis das Genick brechen. Der Zeuge kennt Sie doch seit vielen Jahren und hat Sie bestimmt wiedererkannt. Warum leugnen Sie denn jetzt, daß Sie mit einem Jungen auf der Chaussee gewesen sind? Der Zeuge wird es auf seinen Eid nehmen, daß er Sie gesehen hat. Ihre Verteidigungstatist, Angeklagter, ist reiner Selbstmord.“

Der Angeklagte hatte auf alle diese Vorhaltungen aber immer wieder nur seine übliche Antwort: „Meine Person kommt nicht in Frage.“

Der nächste Zeuge, der Seefeld gleichfalls genau kennt, hatte ihn in den Nachmittagsstunden des 16. Februar etwa gegen 14 Uhr in Schwerin getroffen. Seefeld war zu dieser Zeit allein. Oberstaatsanwalt Reusch macht hier auf die auffallende Ähnlichkeit mit dem Fall Thomas-Wittenberge aufmerksam. Damals wurde Seefeld von der Zeugin John mit einem Jungen gesehen. Zwei Stunden später traf ihn die gleiche Zeugin allein ohne das Kind wieder. In beiden Fällen wurden dann die Knaben tot in einer Schöpfung aufgefunden.

Angeklagter: „Die Zeugen haben vielleicht irgend jemand gesehen, meine Person aber nicht.“

Vorstehender: „Die Zeugen kennen Sie ganz genau seit langen Jahren und haben Sie alle genau wiedererkannt.“

In der Nachmittagsverhandlung wurden die Vorgänge bei der Verhaftung des Angeklagten erörtert. Damals hatte die Polizei Mitteilung davon erhalten, daß Seefeld in Friesland gesehen worden sei und in Richtung Neuruppin weiter gewandert war. Die Spur wurde sofort verfolgt. Es wurde festgestellt, daß Seefeld den Auftrag erhalten hatte, bei dem Bauern R. in Buhg bei Neuruppin einige Uhren zu reparieren. Ein Beamter begab sich am 3. April sofort dorthin. Seefeld lag im Wohnzimmer an einem Tisch und arbeitete. Der Beamte verhaftete ihn. Mit einem Kameraden durchsuchte er den Angeklagten. Die Gegenstände, die Seefeld mit sich führte, wurden in seinem Koffer verpackt und der Staatsanwaltschaft übergeben.

Es kommt jetzt wieder die Rede auf das mit Menschenblut durchtränkte Tuch, das sich im Koffer des Angeklagten befand. Während Seefeld in der Voruntersuchung zugegeben hatte, daß er das Tuch als Unterlage bei seinen Reparaturarbeiten benutzte, widerrief er diese Aussagen in der Hauptverhandlung. Er erklärte, er könne es über-

haupt nicht und hatte niemals ein Tuch als Unterlage benutzt. Er behauptet weiter, daß ihm sicher die „Schwarze Hand“ dieses Tuchs in den Koffer gesteckt hätte.

Die beiden Beamten und die Bauersfrau R., die die Vorgänge noch in frischer Erinnerung haben, erklärten bestimmt, daß Seefeld ein langes, schmales Tuch vor sich ausgebreitet hatte, daß von dunkler Farbe war. Als den Zeugen das Tuch vorgelegt wird, erklären sie, daß es das von Seefeld sein könne. Auf Vorhaltungen erwidert der Angeklagte: „Ich kann nur behaupten, daß ich nicht auf einem Tuch gearbeitet habe.“

Vorstehender: „Wie erklären Sie sich aber die Aussage der Zeugen?“

Angeklagter: „Ich kann nur sagen, daß mir das Tuch nicht gehört.“ — Am Sonnabend wird die Verhandlung fortgesetzt werden.

WETTER UND SCHIFFFAHRT

Wetterwarte

Temperaturen in Memel am 7. Februar
6 Uhr: + 15, 8 Uhr: + 18 + 10 Uhr: + 18.

Wettervorhersage für Sonnabend, den 8. Februar

Frische bis starke nordwestliche Winde, später auf Nordosten drehende Winde, wieder zunehmende Bewölkung, nachmittags Niederschläge, in Schnee übergehend. Temperaturen über 0 Grad, abends Übergang zu Frost. Für Montag: Schneeschauer, leichter bis mäßiger Frost.

Allgemeine Uebersicht von Freitag, 7. Februar

Beob.-Stelle	Barometer	Richtung und Stärke	Wetter	Temper.	Seegang	Sichtweite n. See Seemil.
Memel	1021,5	WNW. 4	wolkig	+ 1,8	4	15
Adler-Grund (südwestl. von Bornholm)	1030,0	WNW. 3	heiter	+ 2,0	5	6
Hammeren	1027,6	WNW. 5	bed.	+ 0,0	3	3
Riga	1016,7	SW. 3	bed.	+ 2,0	5	4
Libau	1019,7	WNW. 5	bed.	+ 1,0	4	5
Osternund	1043,8	N.O. 4	Schnee	+ 9,0	5	5
Wisby	1019,8	NW. 5	wolkig	+ 2,0	5	4
Stockholm	1017,3	W. 3	bed.	+ 3,0	4	4

Pegelstand: 0 60 m. — Wind: W.2 — Strom: aus

Leipziger Frühjahrsmesse 1936

Mustermesse vom 1. bis mit 6. März
Textil- u. Bekleidungsmesse vom 1. bis mit 4. März
Büro-Bedarfs-Messe vom 1. bis mit 5. März
Reichs-Möbel-Messe vom 1. bis mit 5. März
Sportartikel-Messe vom 1. bis mit 5. März
Grosse Technische Messe und Baumesse für Photo, Optik, Kino vom 1. bis mit 6. März
Bugra-Maschinen-Messe vom 1. bis mit 6. März

60% Fahrpreisermäßigung auf den deutschen Reichsbahnstrecken!

Alle Auskünfte erteilt der ehrenamtliche Vertreter Carl Wiese i. Fa. A. H. Schwedersky Nachf. Memel-Börse, Telefon 4117 oder das Leipziger Messam Leipzig

Polstermöbel

Neuanfertigung, Reparaturen, solide Preise
Möbelpolsterei Albert Palm
Polangenstraße 40
Das Couch u. Schreibtisch billig zu hab.

Nähmaschinen

Husqwanua
Vester
Adler
Hald & Neu
Neueste Modelle — niedrigste Preise
Schmidtke & Rosenberg

Achtung!

Bestes Paneevoker 4 *** Rubenstains
Weizenmehl
wird prompt geliefert zum Preise von
Lit 33.— per 100 kg durch
Gebr. Kahn, Reringa
lt telef. Auftrag Tel. 62, 30

Bekanntmachung

Betr. Lohnnachweis
für das Kalenderjahr 1935

Die den gewerblichen Betrieben über-
sandten Lohnbücher sind bis zum
11. Februar 1936 der Landesver-
sicherungsanstalt in Memel zurück-
zugeben.

Es wird darauf aufmerksam gemacht,
daß die Landesversicherungsanstalt anstelle
der verfallenen Nachweise, solche nach der
Lohnsumme der Vorjahre von Umfragen
mit Zufallsfragen versehen, aufstellen kann.
**Landesversicherungsanstalt
des Memelgebietes**
Abt. Unfallversicherung

Fuhrhalterei Kallwellis

Inh. E. Gasser
preiswert zu verkaufen
Kleine Sandstr. 8. Hof

Kinder mädchen

gehuft Frau Kaplan, Vibauer Str. 30
Meldung von 11-3 Uhr

Moderne 4-5-Zimmer- Wohnung

mit allen Nebenräumen per
1. April d. Js. zu mieten
gehuft. Angeb. unter 7645
an d. Abfertigungsstelle des
Blattes.

Verloren Gefunden

hell. Schildpatt-
nadel, Vibauer Str.
Börsestr. 10.
Geben gegen Belohn.
im Baltischen Hof

Verkäufe

Gelenkeitskauf
ca. 400 kg saft neue
Schiffen
norm. Höhe, Schiff-
regale und Zubehör
wird günstig verkauft
Anfragen Kaunas,
Laisvės al. 59 b. 1

Häute- u. Fellverwertungsgesellschaft Memel G. m. b. H.

Bilanz am 31. Dezember 1935

Aktiva	Pkt	Passiva	Pkt
Umsatzen-Konto	500.—	Gen. Kapital-Konto	5400.—
Kassa-Konto	1053.74	Reservefonds-Konto	5301.—
Vorhuf-Konto	1158.—	Reingewinn-Konto	422.73
Bank-Konto	8111.99		
Waren-Konto	300.—		
	11123.73		11123.73

Verlust- u. Gewinnrechnung vom 31. Dezember 1935

Verluste	Pkt	Gewinne	Pkt
Handlungskosten-Konto	9516.10	Waren-Konto	7784.71
Konto	135.2	Entschädigungs-Konto	1317.35
Umsatzen-Konto	422.73	Zinsen-Konto	485.99
Reingewinn	10074.03	Vortrag vom Vorjahre	535.98
			10074.03

Memel, den 31. Dezember 1935

Der Vorstand

Albert Dürr Ed. Schmidt

Vorsteher der Bilanz stimmt mit den ordnungsgemäß geführten Büchern überein

Alfred Feist, vereidigter Bücherrevisor

Je besser die Apfelsine desto saftiger ist sie!

— das bemerken Sie, wenn Sie eine Jaffa-Apfelsine kaufen. Diese prachsvolle Frucht — so groß und süß und saftig — ist jetzt von den sonnigen Orangen-Hainen des Heiligen Landes eingetroffen. Der Saft der Jaffa-Apfelsine ist für den ganzen Organismus besonders zuträglich, erhält Sie gesund, verbessert den Teint, gibt Ihnen Lebenskraft.

Prüfen Sie nach, ob Sie zugeben können, daß die Sonne, der Boden und das Klima von Palästina die delikate Apfelsine hervorgebracht haben, welche Sie so gekostet haben.

Verlangen Sie



Jaffa
Apfelsinen
und Grapefruit
bedeutet „saftiger“
Palästina-Produkt

Piano

zu verkaufen.
Altenberg-Str. 10
partiere

Cello

äußerst preiswert zu verkaufen. Ang. u.
7629 an d. Abfertigungsstelle d. Blatt.

Bräunende große Speisezimmerlampe

gebraucht sehr preis-
wert abzugeben
Präs. Smetona
Allee 1. 2. Tr. 1.

Starter Rollweg.

bill. Pferd und
Arbeitsgeschirr
zu verkaufen (1990)
Komeris
Eisenstraße 8

Badewanne

gut erhält., zu verk.
Parkstraße 8 (S)

Speise- Kartoffeln

abzugeben
Tel. Anruf 3227

Irish Terrier- Rüden

edelfter Blutführung
8 Monate alt, vor-
züglich in Form und
Haar, hat abzugeben
Hauhaar-
Zwinger
Ferdinandstraße 22

Junge Schäferhunde

billig abzugeben
A. Gerke
Schwanenstraße 30

Heiraten

Ernstgemeint

Wimmer, 46 J., Hand-
werker, eogl. Einge-
heiratet, 20000 Ein-
kommen, sucht Damen-
bekanntschaft zwecks
baldis. Heirat

Kleine Vermögens- verhältnisse, erwünscht.

Schri 74. Meldungen
unter 7643 an die
Abfertigungsstelle d. Bl.

Auto- Vermietungen

Anruf 4414
7. Eiger-Limousinen
E. Heidrich
Vorb. Wallstr. 4

Kaufgesuche

Schiffertlabier
oder Ziehharmonika,
gut erhalten,
zu kaufen gesucht.
Angeb. u. 7630 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

**Kaestners
KREM
GLYZERINSEIFE**
versorgt Hautreinigung und Hautpflege

Blodflöte

in a-dur zu kaufen
gehuft. Ang. unter
7640 an d. Abfertigungsstelle d. Bl.

Geldmarkt

4000 Lit

zur 1. Stelle auf
ein 70 Morgen groß.
Grundstück gef. Ang.
unt. 7656 an d. Abfertigungsstelle d. Bl. erb.

8000-10000 Lit

auf ein Stadgrund-
stück zum Neubau
zur 1. Stelle gefuht.
Ang. unt. 7641 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

Stellen-Angebote

Lehrling

Sohn achtbarer Elt.,
mit guter Schulbld.,
kann sich melden bei
Willy Walker
Schiffsausrüstungs-
geschäft

2 leere Zimmer

zu vermieten
Darius und
Giranasstraße 3

Leeres Zimmer

als Schlafstelle zu
vermieten
Darius
2. Querstraße 1 a

Leeres Zimmer

mit Küche-
benutzung vermietet
Jonischkes
Mühlenstraße 49, 1 Tr.

Ein Zimmer

reparat., Nebengelass
Küchenbenutzung zu
vermieten
Süderhuf 8-10
Hogebäude

Zimmer

möbl. u. vermietet.
Ballaststraße 5
Suche zum 1. März
3-4 Schüler
od. SchülerInnen
bei guter Pension.
Angeb. u. 7635 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

2 möbl. Zimmer

im Zentrum in gut.
Gasse sofort gefuht.
Angeb. u. 7656 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

Reichsdeutsche (1979)

über 45 Jahre für
Häuser, Hausbau für
Berlin gefuht.
Angeb. u. 7642 an d.
Abfertigungsstelle d. Blattes.

Stellen-Gesuche

Wachfrau

sucht Beschäftigung,
Ang. unt. 7631 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

Vermietungen

3-Zimmer-Wohn.

und Küche zu verm.
Glandelis
Tilfiter Straße 26

Mietamtfreie

Wohnung

zu vermieten. (1980)
Mühlenstr. 16

2 leere Zimmer

zu vermieten
Darius und
Giranasstraße 3

Leeres Zimmer

als Schlafstelle zu
vermieten
Darius
2. Querstraße 1 a

Leeres Zimmer

mit Küche-
benutzung vermietet
Jonischkes
Mühlenstraße 49, 1 Tr.

Ein Zimmer

reparat., Nebengelass
Küchenbenutzung zu
vermieten
Süderhuf 8-10
Hogebäude

Zimmer

möbl. u. vermietet.
Ballaststraße 5
Suche zum 1. März
3-4 Schüler
od. SchülerInnen
bei guter Pension.
Angeb. u. 7635 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

2 möbl. Zimmer

im Zentrum in gut.
Gasse sofort gefuht.
Angeb. u. 7656 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

Lebensmittel- Geschäft

mit einem Zimmer
auch für jede andere
Branche geeignet, zu
vermieten. Ang. unt.
7651 an d. Abfertigungsstelle d. Blattes

Schuhmach.-Werkstf. zu vermieten

Barstles
Wiesenstr. 1-3.

Mietgesuche

2-3-Zimmer

im Zentr. von kl.
Kam. gef. ab 1. 4.
od. später. Angeb. u.
7647 an die Abfertigungsstelle d. Bl.

2-3-Zimmer-Wohn.

(Rogarten) n. 15. 2.
oder 1.3. gefuht. An-
gebote unt. 7644 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

1-2-Zimmer-Wohn.

mit Küche von sofort
gehuft. Ang. unter
7628 an d. Abfertigungsstelle d. Bl.

Beamter sucht ein möbl. Zimmer

mit sep. Eingang vom
15. Februar. Angeb.
u. 7636 an d. Abfertigungsstelle d. Bl.

Möbl. Zimmer

gehuft. Angeb. u.
7634 an die Abfertigungsstelle d. Bl.

Beamter sucht von sofort nahe Bahnhof möbl. Zimmer

mit sep. Eing. Ang.
unt. 7650 an d. Abfertigungsstelle d. Bl.

2 möbl. Zimmer

im Zentrum in gut.
Gasse sofort gefuht.
Angeb. u. 7656 an d.
Abfertigungsstelle d. Bl.

Die Verlobung meiner Tochter **Hildegard** mit dem Stadtfürstlichen Herrn **Fritz Waitschies** beehre ich mich hiermit bekannt zu geben.
Frau Emma Korinth
geb. Sakuth
z. Zt. Memel, d. 9. Febr. 36

Hildegard Korinth
Fritz Waitschies
Verlobte
Nidden / Fh. Charlottenhof,
den 9. Februar 1936

Statt Karten
Als Verlobte grüßen
Edith Nickel
Artur Streckies
Heydekrug den 8. Februar 1936 Russ

Die Geburt ihres Töchterchens
zeigen an (1935)
Willy Aschmann u. Grete
geb. Missallis
Memel, den 6. Februar 1936.

„Baltischer Hof“
Täglich Kaffee- und Abend-Konzert
KAPELLE ZIMMER
Jeden Sonnabend **Gesellschafts-Tanz**
Am Sonntag 5 Uhr - Tanz - Tee

Heute Sonnabend
Gratis-Auspielung von Torten
in der
„Neptun-Diele“
Unter Sternen
„Burst-Essen“
(Eig. Schlachtung) Sonnabend, Sonntag
bei **H. Gorny**
an der Gasanstalt

Deutsches Theater Memel
Telefon 2286
Sonntag, den 9. Februar, abds. 7.30 Uhr außer Abonnement zu volkstümlichen Preisen 1 — bis 3.50 Lit
„Die Frau ohne Ruß“
Luftspiel in 3 Akten von Richard Kef er. Musik v. Walter Kollo.
Kassensünden am Sonntag von 11 bis 1 Uhr und an der Abendkasse somit täglich von 11—1 und 17 bis 19 Uhr.

Montag, den 10. Febr., abds. 8.15 (Abonn. weiß)

„Das Gelek in die“

Schauspiel von E. G. Kolbenheyer
Dienstag, den 11. Februar, abds. 8.15 Uhr (Abonn. rosa)

„Das Gelek in die“

Mittwoch, d. 12. Febr., abds. 8.15 (Abonn. gelb)

„Die Frau ohne Ruß“

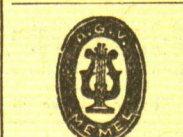
Luftspiel von Richard Kef er. Musik v. Walter Kollo

Donnerstag, den 13. Febr., abds. 8.15 Uhr (Abonnem. blau)

„Der Sprung aus dem Witz“

Komödie von Heinrich Bertalan

Collegium musicum
Sonntag 11 Uhr
Gesamtprobe
Schlingenhäuser



Sonntag 4.45
Schlingengarten, Veranda, Daisel ab 4 Uhr Karten erhältlich. Mitgliebsbuch mitbringen

Waldschloßpark Spiegelglatte Eisbahn

Ueberfahrungen
in deutsch u. litauisch und Schriftfäße jeder Art fertig

Jurgelt
Orline Str. 14, III

Schwachpartner u. Partnerinnen
geübt. Aufzählungen u. 7633 a. d. Abfertigungsstelle d. Blatt.

Danksagung
Für die uns in so überreichem Maße erwiesenen Aufmerksamkeiten beim Hinscheiden unseres lieben Entschlafenen, besonders Herrn Pfarrer Eicke für die tröstenden Worte am Sarge und Grabe ferner den Inhabern und Vereinen sagen innigsten Dank.
Ida Fuhrmann und Kinder

Für die herzliche Anteilnahme beim Heimgange unserer lieben Entschlafenen, insbesondere Herrn Generalsuperintendenten **Obersigner** für die tröstenden Worte sagen wir hierdurch innigsten Dank.
Geschwister Steppufat

Am 6. d. Mts., abends 6 Uhr, entschlief sanft nach langem, schweren Leiden meine innigst geliebte Frau, unsere treusorgende Mutter, Schwieger-, Groß- und Urgroßmutter
Friederike Ritter
geb. Krause
im vollendeten 88. Lebensjahr.
Dieses zeigt im Namen aller Hinterbliebenen tiefbetruert an
Der trauernde Gatte
Heinrich Ritter
Die Beerdigung findet Dienstag nachmittag 2 Uhr von der Stadt. Leichenhalle aus statt.
Wer der Verstorbenen das letzte Geleit geben will, ist hierdurch herzlich eingeladen. [1934]

Am 7. 2. 36, abends 8 1/2 Uhr, entschlief nach kurzer, schwerer Krankheit im Krankenhaus zu Berlin meine innigstgeliebte Frau, unsere liebe, herzengute Mutti, Schwester und Tante,
Frau Erna Bock
geb. Fagenzer
im blühenden Alter von 32 Jahren.
Dies zeigt in tiefer Trauer im Namen aller Hinterbliebenen an [2018]
der schwergeprüfte Gatte
Richard Bock, Landgerichtsrat
Berlin-Charlottenburg
Grolmannstraße 58.

Für die vielen Beweise liebevoller Teilnahme bei dem Hinscheiden meines lieben Mannes sage ich im Namen der Hinterbliebenen dem Herrn Pfarrer, dem Gastwirts-Verein sowie allen Freunden und Bekannten meinen herzlichsten Dank.
Liesbeth Tiedemann

Für die uns anlässlich unserer silbernen Hochzeit erwiesenen Aufmerksamkeiten sprechen wir allen unseren herzlichsten Dank aus.
Joseph Schkudt und Frau

Von meiner
Auslandsreise zurückgekehrt
B. Becker, Mode-Atelier
(Sandeshof) Telefon 22-29
Diplom des Paris

Bin am Fernsprechnetz unter
Nr. 3864 angeschlossen
M. Behrendt, Sattlermeister
Polangenstraße 2

Konditorei Sommer
Sonntag, den 9. Februar 1936
5-Uhr-Tanz-Tee
Duo Morley's—Intern. Tanzpaar

Apollo-Lichtspiele
Ab Sonnabend 5 und 8 1/2 Uhr
Das überaus mit großer Begeisterung aufgenommene
Film-Lustspiel
Die selige Exzellenz
Eine heitere Affäre aus einer kleinen Residenz!
Rudolf Presber's reizende Bühnenkomödie als Film-Lustspiel.
Intrigen und Abenteuer um ein geheimnisvolles Tagebuch, das in Wirklichkeit gar nicht existiert!
Eine entzückende Musik von **Leo Leux**
Buch v. **Reale Hans H. Zerlett**
Darsteller:
Hildebrand
eine Baronin, die alle Fäden in der Hand hat.
Lien Deyers
Wolfgang Liebenauer
ein charmantes Liebespaar.
Steinbeck, Olga Limburg, Eduard v. Winterstein, Eugen Rex, Wilhelm Bendow, Ilse Rosa-Vollborn, die um ihren Ruf äußerst besorgte „gute Gesellschaft“.
Der Glanz einer kleinen Residenz und das elegante Leben am fürstlichen Hofe geben diesem heiteren und amüsanten Film den stimmungsvollen Rahmen. — Die ebenso witzige wie spannende Handlung schildert die Geschichte einer jungen Liebe, die über alle Intrigen und kleinlichen Widerstände triumphiert!
Die Presse:
Ein starker, eindeutiger Erfolg —, alle gehen vernügt davon und die gute Laune hält an —, sie war nicht nur für den Augenblick des Lachens, des Lächelns oder des Schmunzelns. Diese drei Gefühlsäußerungen beherrschen die Zuschauer den ganzen Abend —, den ganzen gewonnenen Abend. Man war nicht vorgebens im Kino, ist nicht enttäuscht oder nur unterhalten worden.
Ein übermütiges Lustspiel — Auch Sie werden herzlich lachen!
Frauen haben es leicht
Das Werdenfelser Land
Kammer Täglich 5 u. 8 1/2 Uhr
Eine zuviel an Bord
Lida Baarova, Alb. Schoenhals.
Belprogramm

Apollo
Sonntag 2 1/4 Uhr
Sondervorstellung (billige Volkpreise)
Der junge Graf
Ufa-Film mit Anny Ondra
Belprogramm
Kammer
Sonntag 2 1/4 Uhr
die letzte
Sondervorstellung (billige Volkpreise)
Die ganze Welt dreht sich um Liebe.
Marta Eggerth, Wüst, Slezak, Moser
Belprogramm

Reste
aller Art
halb geschenkt!
Wer zuerst kommt
wählt am besten!
jetzt
bei
Georg Silberman

Capitol Wochent. 8 u. 8 1/2 Uhr
Sonntag, 5 1/2 u. 8 1/2 Uhr
Greta Garbo
in dem deutschsprachigen Großfilm
Anna Karenina
n. d. gleichnam. Roman v. Graf Leo Tolstoi
Ein großer Dichter schrieb den Roman — ein gr. Regisseur gestaltete ihn zu einem Filmmeisterwerk — die größte Schauspielerin des Films Greta Garbo übertrifft in diesem Film die Höchstleistungen ihrer Laufbahn.
Sonntag 2 1/2 Uhr
Jugend- und Familien-vorstellung
Dick und Dow
in dem neuen Tonfilm
Dick und Dow im Weltkriege
Krieg im Frieden
Stürme der Heiterkeit!
Lachsalven über Lachsalven!
Zwergellenscherzende Komik!
Der Film der 1000 Wige!
Belprogramm
Kinder unt. 50 Cent, ob. 75 Ct.
Erwachs. unt. Lit 1.—, oben 1.50

Kontum- und Spargenoffenheit
für Memel u. Umg. e. G. m. b. H.
am Sonnabend, dem 15. Februar er.
Winterfest
im Schützenhause in Memel
Unterhaltungs-Konzert, ersten und heiteren Vorführungen
Tanz
Beginn 8 Uhr abends — Ende 5 Uhr morg.
Eintrittspreise:
Mitglieder 1.— Lit
Nichtmitglieder 2.— Lit
Vorverkauf 1.50 Lit
Abendkasse 2.— Lit
Vorverkauf in den Verteilungsstellen.
Jedermann ist freundlichst eingeladen.
Der Festauschuß
Anerkannt guten reichhaltigen Mittagstisch
à 1.— Lit
Abendessen à 0,80 Lit
empfehlen bei neuer Bedienung
Restaurant Dangehülle

Kaufmännische Privatschule
Arthur Drell
Telefon 571 Grüne Straße 9
Beginn neuer Tages- und Abendkurse in allen Handelsfächern
Montag, d. 17. Febr. er.

Leberjackett auf gutem Futter
Lit 85.— 75.— 62.50
Knickerbocker aus ausländischen Stoffen in großer Auswahl Lit 18.50
E. Millner, Fleischbänkenstr. 2

Wie verkaufen Möbel
Kompl. Schlaf-, Speise-, Herrenzimmer und Küchen, Einzels und Polstermöbel aller Art zu den billigsten Fabrikpreisen
Möbelanfertigungen in eigener Fabrik werden nach gezeigten und eigenen Entwürfen in kürzester Zeit zu bequemen Zahlungsbedingungen ausgeführt
Möbel-Zentrale G. m. b. H.
Möbel-Fabrik
Vibauer Straße 43 — Tel. 3531
Treibriemen
in
Leder, Kamelhaar, Balata, Gummi
Riemen-Verbinde aller Art
Chromgare
Fettgare
Transparente
Bänderriemen
F. Burgmann's Treibriemenkitt und Schmiere, Riemenfett i. Efg.
empfehlen billigt (1960)
Willy Walker, Tel. 2212

Voranzeige
Sonnabend, den 15. Febr.
Maskenball
in Fischers Weinstuben. Kein Maskenzwang
Vorverkauf ab Dienstag Schuhwarenhaus Loerges, Marktsstraße

PKC
Sonder-Möbel
aus unserer Export- und Massenfabrikation
PKC
Schrank Universal
Eiche gebeizt. 155 cm hoch, 70 cm br., 35 cm tief m. Glas-tür und 4 Böden. Der Schrank für alle Zwecke nur
Lit **70**
PKC
Stuhl Record
Eiche gebeizt. Der moderne Stuhl mit doppelt geschweiften Rückenlehne, gepolstertem Einlegesitz und Stoffbezug nur
Lit **17**
PKC
Nachttisch Extra
Eiche gebeizt. Mit einem Schubkasten, einem offenen Zwischenfach und türgeschlossenen. Unter teil 40x40 cm und 74 cm hoch, nur
Lit **21**
Eiche hell nur 19.50
Eiche roh nur 17.50
PKC
Tisch Ideal
Eiche gebeizt. Breite 62 cm, Tiefe 39 cm, Höhe 69 cm mit ein. Zwischenboden. Geeignet als Handarbeitstisch, für Radio und für viele andere Zwecke
nur Lit **16**
Eiche roh nur 13.—
mit Schubladen 19.50
dto. Eiche roh 15.50
PKC
Tischchen Junior
Eiche gebeizt. 38x38 cm, 68 cm hoch, m. Zwischenboden, für Radio, als Telefon-, als Spieltisch und für viele andere Zwecke.
nur Lit **11**
Eiche roh Lit 8.50
gegen bequeme Teilzahlungen bei

Pierach Kundt & Co
Memel
an d. Börsenbrücke

Leihbibliothek F. Frenz
Vibauer Str. 27
Größte Auswahl
Neueingänge
Gelegenheitsverkauf
Damenfekt., Dipl.-Schreibstift mit Lederfessel u. Lederstift, Schreibmaschine, Ger-nierstisch (Eiche), and. div. Gegenstände auf Kommission zum Verkauf bei
Kommiss. u. Gesch. Grabenstr.
gegenüb. Schmidke & Rosenberg

• Heute Sonntag 4 Uhr „Das Fest am 9. Februar 1936“ zu Gunsten der Winterhilfe •